

ZEICHEN DER ZEIT

Der Rosenkranz – die Erinnerungen Marias

Der alte Papst mit dem jugendlichen Herzen ist immer wieder für Überraschungen gut. So auch mit seinem jüngsten Apostolischen Schreiben *Rosarium Virginis Mariae* vom 16. Oktober 2002 über den Rosenkranz. Johannes Paul II. deutet den Rosenkranz als „Kurzfassung“ des Evangeliums, als das „Gebet Marias“, „ihr unaufhörliches Magnificat“ (Nr. 1). Mit seinem Schreiben sieht er sich in der Tradition der Päpste seit Leo XI. II., der allein zehn Enzykliken über den Rosenkranz verfasste. Aber auch Johannes XXIII. und Paul VI. werden als Vorgänger genannt, denen er sich in der Förderung des Rosenkranzes verbunden weiß. Schließlich macht er auch seine eigene Lebenserfahrung geltend. Bereits zwei Wochen nach seiner Wahl zum Papst hatte Johannes Paul II. öffentlich den Rosenkranz als sein Lieblingsgebet bezeichnet. Es ist nicht das erste Mal in seinem Pontifikat, dass persönliche Erfahrungen zum Ausgangspunkt lehramtlicher Schreiben und Äußerungen gemacht werden. An diesen Wechsel vom majestätisch-distanzierenden „Wir“ seiner Vorgänger zum subjektiv-authentischen Sprechen hat sich die Welt mittlerweile gewöhnt.

Mehrfach weist Johannes Paul II. in seinen Ausführungen auf den Gründer des Wallfahrtsorts Valle di Pompei hin, den seligen Bartolo Longo, einen „Apostel des Rosenkranzes“, der mit „seinem ganzen Werk, und vor allem durch die ‚Fünfzehn Samstage‘, (...) das christozentrische und betrachtende Wesen des Rosenkranzes herausgearbeitet“ hat (Nr. 8). Der Inspiration durch die Person des ehemaligen Advokaten Bartolo Longo verdankt ja auch der Wallfahrtsort Schönstatt die ersten Impulse zu seiner Entstehung.

Der Kern des Schreibens ist das erste Kapitel, in dem der Papst einlädt, mit Maria Christus zu betrachten. Die Betrachtung Christi, zu der die Apostel auf dem Berg Tabor einen ersten Zugang erhielten, hat ihr Vorbild in Maria. Marias Blick – ein anbetend staunender, ein fragender, ein durchdringender, ein schmerzlicher, ein strahlender, ein glühender Blick (vgl. Nr. 10) – prägt sich tief in das Gedächtnis der Kirche ein. Ihre Erinnerungen, so der Papst, werden gleichsam zum Rosenkranz, den sie selbst unaufhörlich wiederholt: „Beim Beten des Rosenkranzes kommt die christliche Gemeinde mit dem Andenken und dem Blick Marias in Einklang.“ (Nr. 11) Das betrachtende Gebet des Rosenkranzes erinnert an die Gegenwart der Erlösung. In Parallelisierung zur Liturgie als dem „Heilswerk“ Christi und der Kirche ist für den Papst der Rosenkranz „als eine Meditation über Christus und Maria Heilsbetrachtung“ (Nr. 13): „Das Gehen durch die Szenen des Rosenkranzes an der Seite Marias bedeutet, sich ‚in die Schule Mariens‘ zu begeben, um Christus zu erfassen und um in die Geheimnisse einzudringen, schließlich um seine Botschaft zu verstehen.“ (Nr. 14) Dadurch kommt es zu einer Angleichung der Gesinnung, zu einem Prozess der „Gleichgestaltung in Christus mit Maria“ (Nr. 15). Man fühlt sich an die Worte P. Kentenichs erinnert, der gerne von Maria nicht nur als der „christusgestalteten“, sondern auch der „christusgestaltenden Frau“ sprach.

Der Betrachtungsweg des Rosenkranzes ist aber auch Bittgebet, ein Weg der Verkündigung und eine gute katechetische Möglichkeit. Weil die einzelnen Geheimnisse eine „Kurzfassung des Evangeliums“ sind, bietet der Papst eine Ergänzung an und möchte die „Geheimnisse des öffentlichen Lebens zwischen der Taufe und dem Leidensweg Christi“ (Nr. 19) einbeziehen. Christus, das „Licht der Welt“ (Joh 8,12), offenbart sich in seinem Heil und Erlösung schaffenden Wirken, wobei Maria dabei im Hintergrund bleibt. Die „lichtreichen Geheimnisse“ der Taufe Jesu im Jordan, seiner Selbstoffenbarung bei der Hochzeit zu Kana, der Verkündigung des Gottesreiches, der Verklärung auf dem Tabor und der Einsetzung der Eucharistie schließen die Lücke zwischen den Ereignissen der Kindheit Jesu (im freudreichen Rosenkranz) und seiner Passion (im schmerzreichen Rosenkranz). Der lichtreiche Rosenkranz zeigt die „Offenbarung des Reiches, das in der Person Jesu Christi schon eingetroffen ist“ (Nr. 21). Für den Papst kommt es dabei nicht auf Vollständigkeit der biblischen Szenen an, sondern darauf, „dem Geist den Geschmack einer Erkenntnis Christi“ (Nr. 24) zu ermöglichen. Der Rosenkranz, so fasst der Papst seine Überlegungen zusammen, ist „der modellhafte Weg der Jungfrau von Nazareth, der Frau des Glaubens, des Schweigens und des Hörens. Zugleich ist dies der Weg einer marianischen Frömmigkeit, die vom Bewusstsein der unzertrennlichen Beziehung animiert ist, welche Christus mit seiner Mutter verbindet“ (Nr. 24): „die Geheimnisse Christi sind in gewisser Weise auch die Geheimnisse der Mutter; dies gilt sogar für die Situationen, in denen sie nicht direkt einbezogen ist, und zwar aufgrund der Tatsache, dass sie von ihm her und für ihn lebt“ (Nr. 24).

Die meditativ vorgetragenen Überlegungen des Papstes sind von Stil und Inhalt her für die heutige theologische Landschaft eher ungewöhnlich. Der Papst geht konsequent von einer biblischen Verortung Marias aus. Er sieht in Maria die Mutter Jesu, die ein lebenslanges Interesse am Weg und Schicksal ihres Sohnes hat. Und er lädt ein, ihren Glaubensweg nachzuvollziehen, sich gewissermaßen von Maria an die Hand nehmen zu lassen, um in die Gestalt Christi hineingeformt zu werden. Das erinnert an die „Definition“ P. Kenterichs von Maria als „amtliche Dauergefährtin und Dauergehilfin“ Jesu Christi beim gesamten Erlösungswerk: Maria ist den Weg ihres Lebens in „Zweieinheit“ der Beziehung zu ihrem Sohn, hat seine Interessen zu den ihren und seine Haltung zu der ihren gemacht. Deshalb spielt für Kenterich nicht nur die Bindung an Maria im Sinne von Verehrung eine wichtige Rolle, sondern auch die Übernahme ihrer Haltung der Verfügbarkeit für Gott und seine Interessen. Diese doppelte Richtung drückte er so aus: „Die Gottesmutter durfte als seine amtliche Dauergefährtin und Dauerehelferin ihm in ihrer Art gleichgeschaltet und gleichgestaltet werden.“ (1952) – Wir haben „noch die andere große Aufgabe, auch ethisch, sittlich, lebensmäßig dem Bilde der lieben Gottesmutter gleichgestaltet zu werden“ (1962).

Für einen besseren Vollzug der Meditationsform des Rosenkranzes gibt der Papst in seinem Schreiben einige methodische Hinweise, damit dieses Gebet nicht „einem Amulett oder einem magischen Gegenstand gleich“ (Nr. 28). Denn so sehr sich der Rosenkranz „mit dem Ziel hoher geistlicher Konzentration Techniken psychischer, wiederholender und symbolischer Natur bedient“ (Nr. 28), die jede Weltreli-

gion kennt, ist er doch ein genuin christliches Gebet und eine Methode der Betrachtung der Heilsgeschichte. Johannes Paul II. weist hin auf die im deutschen Sprachraum übliche Nennung des Rosenkranzgeheimnisses bei jedem Ave Maria und auf die Möglichkeit, den entsprechenden Bibelabschnitt zu lesen, um „die Vorstellungskraft und den Geist zum betreffenden Ereignis oder Moment im Leben Christi“ (Nr. 29) zu führen. Er empfiehlt eine angemessene Zeit der Stille. Er sieht im Vaterunser das „Fundament dieser christologisch-marianischen Betrachtung“ (Nr. 32) und seine kirchliche Dimension. Er deutet die Wiederholung des Ave Maria als „Jubel, Staunen und Dankbarkeit für das größte Wunder der Geschichte“ (Nr. 33), das in die trinitarische Doxologie als „Zielpunkt der christlichen Kontemplation“ (Nr. 34) übergeht. Ein abschließendes Stoßgebet könne die Verbindung zum alltäglichen christlichen Leben herstellen. Der Papst sieht in der Perlenschnur, die auf das Kreuz hin zusammenläuft, die Kette, die uns an Gott bindet, lädt aber auch ein, „darin das Band der Gemeinschaft und der Brüderlichkeit zu erkennen, das alle in Christus vereint“ (Nr. 36).

Den Rosenkranz empfiehlt der Papst vor allem als ein Gebet für den Frieden: Man kann „den Rosenkranz nicht beten, ohne den Auftrag zur Teilnahme am Dienst des Friedens anzunehmen, mit einem besonderen Augenmerk auf das so schwer geprüfte Land Jesu, das uns Christen so teuer ist“ (Nr. 6). Das zweite Anliegen des Papstes sind die Familien. Die Wiederbelebung des Rosenkranzes in den Familien ist für ihn ein wichtiger Beitrag zur Stärkung und Zentrierung der Familie, der Keimzelle der Gesellschaft.

Viele Impulse, die der Papst für das „Jahr des Rosenkranzes“ (Oktober 2002 - Oktober 2003) gab, finden sich auch im Gedankengut P. Kentenichs wieder. Bereits in seinen ersten Predigten sprach er vom Rosenkranz als einer „Summa der Theologie“, einem „Katechismus für das Volk“ (1910). Der Rosenkranz war für ihn eine wichtige Hilfe, um zum „Wandel mit Gott“ zu gelangen. P. Kentenich selbst erfuhr die Bedeutung des Rosenkranzes für sein eigenes Leben in der vierwöchigen Dunkelhaft in Koblenz und im Konzentrationslager Dachau. 1942 schrieb er aus dem Gefängnis in Koblenz: „So erinnert der Rosenkranz, der eine Gesamtschau des Marien- und Heilandslebens gibt, in seinen drei Teilen sehr deutlich an die beglückende, erdrückende und entzückende Seite im Leben von beiden.“ In einer Studie über das Gebet aus dem KZ Dachau hieß es: „Die Beschauung Gottes im Spiegel der Heilsgeheimnisse und der Mysterien des fleischgewordenen Wesens: Menschwerdung, Erlösung, Eucharistie und Leben der Kirche. Der Rosenkranz lässt sie beständig an unseren Augen vorüberziehen, um uns mit ihnen vertrauter zu machen.“ (1944) Im „Werkzeugs-Rosenkranz“ formulierte Kentenich so: „Dann wird das Leben bald ein Spiegel werden / von Christi Sein und Wandeln hier auf Erden; / in ihm ziehen durch die Welt wir stark und mild / als segenspendendes Marienbild.“

Nach dem Zweiten Weltkrieg griff P. Kentenich wiederholt auf die Enzykliken Leos XIII. zurück und stellte den Rosenkranz in den Kontext der Erneuerung einer christlichen Gesellschaftsordnung; der „soziale Papst“ war für ihn immer auch der „marianische Papst“. Für Leo, so P. Kentenich, ist der Rosenkranz das „große Rettungsmittel, das tiefer in das Weltgeschehen hineingreift als alle Diplomatie, das stärker wirkt als alle Organisation“ (1952). Von der Legio Mariens ließ sich Kentenich anregen, den Ro-

senkranz als „Apostolatsmittel“ zu propagieren. Als Seelsorger der deutschen Gemeinde in Milwaukee empfiehlt Kentenich das häufige Beten des Rosenkranzes, vor allem in den Familien. In der Rosenkranzkampagne des brasilianischen Familienvaters und Diakons Joao Luiz Pozzobon (1904-1985) wird diese Anregung mittlerweile weltweit millionenfach umgesetzt und praktiziert.

Das Jahr des Rosenkranzes kann die Dimensionen des biblisch-christologisch-marianisch-apostolischen Gebets wieder neu ins Bewusstsein rufen. Die jahrhundertealte Gebets- und Meditationsübung des Rosenkranzes kann von der Form her mit ähnlichen Methoden auch außerchristlicher Gruppen in Beziehung gebracht werden. Das unterscheidend Christliche liegt in der umfassenden theologischen, spirituellen und lebenspraktischen Bedeutung des Rosenkranzes. Deshalb gilt die Empfehlung des Papstes: „Entdeckt den Rosenkranz wieder im Licht der Heiligen Schrift, in Einklang mit der Feier der Liturgie und unter den Umständen des alltäglichen Lebens.“ (Nr. 43) Im Rosenkranz finden die unterschiedlichen Formen der Gotteserfahrung, wie sie P. Kentenich immer wieder vor Augen stellte, eine gemeinsame Grundlage: der Gott der Bibel, der Gott der Altäre und der Gott des Lebens und der Geschichte.

Joachim Schmiedl

Adalbert W. Kordas

DIE SPIRITUALITÄT VON P. FRANZ REINISCH



Der Autor: Dr. Wojciech (Adalbert) Kordas OFM-Conv ist polnischer Franziskaner der Krakauer Minoriten-Provinz. Von 1985 bis 1995 studierte er Philosophie und Theologie in Krakau und Freiburg/Schweiz, wo er mit dem Lizentiat in Moraltheologie abschloss. Von 1996 bis 2001 wirkte er als Kaplan in Ludwigshafen/Speyer und absolvierte gleichzeitig sein Promotionsstudium mit einer Arbeit über P. Franz Reinisch an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar. Von 2002 an wirkt er als Attaché missio sui iuris in Taschkent/Usbekistan.

In meinem Referat¹ möchte ich der spirituellen Entwicklung von P. Franz Reinisch auf die Spur kommen. Den Versuch, die Spiritualität von P. Reinisch zu analysieren, startete ich nach der Anfrage von P. Josef Danko SAC. Seitdem ich von Prof. Dr. P. Heribert Niederschlag SAC auf die Spiritualität von P. Reinisch aufmerksam gemacht wurde, begegne ich immer wieder Menschen, denen die innere Geisteskraft der Spiritualität von P. Reinisch viel bedeutet. Die Begegnung mit Herrn Klaus Walter, einem Musiklehrer und Komponisten aus Bozen, der ein Lied über P. Reinisch komponierte,² wies mich darauf hin, dass die geistige Inspiration, die von P. Reinisch ausgeht, auch heutzutage ihre Wirkungskraft zeigt. Dies bestätigen besonders zahlreiche Frauen und Männer im pastoralen Dienst der Kirche, die sich an vielen Orten der Welt der Causa Reinisch annehmen.³ Nicht weniger ergründen die Spiritualität von P. Reinisch die so genannten Reinisch-Sekretariate. Fr. Ursula Kowalski, die Leiterin des Reinisch-Sekretariats Vallendar-Schönstatt, leistet auf diesem Gebiet erfolgreiche Arbeit. Auch die Dichtung über P. Reinisch von Martin J. Emge, dem Subregens des Bamberger Priesterseminars, zeugt heute noch von der schöpferischen Kraft, die P. Reinisch zu verdanken ist. Das Interesse an P. Reinisch scheint nicht zu erlöschen. Dass sich aus der Spiritualität P. Reinischs eine für

¹ Beim vorliegenden Artikel handelt es sich um den Festvortrag zum 100. Geburtstag von P. Franz Reinisch, gehalten am 01. Februar 2003 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar.

² Vgl. die Privatkorrespondenz von P. Kordas mit K. Walter in Besitz des Verfassers.

³ Zum Beispiel der pastorale Einsatz von Herrn Dipl. Theol. Franz-Josef Tremer. Vgl. Franz-Josef Tremer, *Bremse gegen den Rechtsruck; Politische Inscriptio. Pater Franz Reinisch, ein schönstättischer Befreiungstheologe*; *Pater Franz Reinisch in der Diözese Würzburg*.

die Kirche zukunftsweisende Vision ableiten lässt, zeigte Prof. Dr. P. Heribert Niederschlag SAC bereits 1993 im Vortrag zum 50. Todestag von P. Franz Reinisch.⁴

Beim erneuten Studium der Texte von P. Reinisch war nicht zu übersehen, dass die Eltern-Kind-, bzw. Mutter-Kind-Beziehung für Franz Reinischs spätere spirituelle Lebensgestaltung von grundlegender Bedeutung war. Die religiös-sittliche Erziehung in der Familie Reinisch spielte bei der Entfaltung der spirituellen Gesinnung, der sittlichen Werte und des anspruchsvollen Gewissens von P. Reinisch eine ausschlaggebende Rolle. Ähnlich war P. Klaus Brantzen von der Sache überzeugt, als er in einem Vortrag über die Gewissenstreue P. Reinischs sagte: „Bereits am Beispiel seiner Eltern hatte er [P. Reinisch] gelernt, sich stets am Willen Gottes zu orientieren. So pflegte seine Mutter in schweren Situationen gerne zu sagen: 'Immer wie Gott will'. Was Franz Reinisch unbewusst als Kind übernommen hatte, wurde bei ihm zu einer festen und bewussten Lebensführung.“⁵

Die Mutter von Franz Reinisch glaubte fest an ihr Angebot, das sie Gott 1903 in Bozen machte; wenn es der Wille Gottes sei, sollte ihr Sohn einmal Priester werden.⁶ Und der Sohn glaubte später fest daran, dass seine Mutter ihm die Gnade der Priesterweihe erbetete.⁷ Da bedingen sich Willenskraft und Gnade. Auch Erziehung und Religion sind in der Familie Reinisch kaum voneinander zu trennen. Beides, das persönliche Engagement und die göttliche Gnade, wird im erwachsenen Leben P. Reinischs, besonders in seinem pastoralen Einsatz, kunstvoll ineinander verflochten sein.

Es ist heute selbstverständlich geworden, dass man die tief prägende Eltern-Kind-Beziehung zu berücksichtigen hat, wenn man nach bestimmten Verhaltensweisen von Kindern fragt. Manchmal verkörpert ein Kind einige Eigenschaften seiner Eltern so augenfällig, dass man von ihm sagt, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Diese Redewendung trifft auf P. Reinisch zu, denn er hat sogar den Vornamen seines Vaters, der auch einmal Priester werden wollte, getragen. Darum möchte ich mich im Ersten Teil meiner Ausführungen mit der Frage auseinandersetzen: Welches elterliche Erbe hat die frühe religiöse Lebenserfahrung und den späteren priesterlichen Entscheidungsweg von P. Reinisch geprägt?

⁴ Vgl. Heribert Niederschlag SAC, Mut zum Gewissen. Zur Aktualität von P. Franz Reinisch, S. 59-78, hier S. 65-71, in: Widerstand aus dem Glauben. Dokumentation. Vorträge und Gottesdienst zum 50. Todestag von Pater Franz Reinisch SAC, hrsg. von dem Provinzialat der süddeutschen Pallottinerprovinz, Friedberg 1993.

⁵ Klaus Brantzen, Gewissenstreue – erläutert am Beispiel Pater Reinischs – dem „Märtyrer der Gewissenstreue“, Schönstatt, den 13.12.1987. Ein unveröffentlichtes Manuskript von 5 Seiten, hier S. 4, in: Reinisch-Archiv Friedberg bei Augsburg, Ordner: Causa Reinisch – Korrespondenz mit Beauftragten der Herz Jesu Provinz und der Schönstattbewegung.

⁶ Vgl. Klaus Brantzen (Hrsg.), Pater Franz Reinisch. Märtyrer der Gewissenstreue, Bd. I: Im Angesicht des Todes. Tagebuch aus dem Gefängnis. Aufzeichnungen des Häftlings Pater Reinisch während seines Aufenthaltes im Wehrmachtsgefängnis Berlin-Tegel vom 25. Juni bis 9. August und Niederschriften des damaligen katholischen Standortpfarrers Heinrich Kreutzberg über seine Begegnungen mit Franz Reinisch in dessen Gefängniszelle. Vallendar-Schönstatt ²1987, 74. Im Folgenden zitiert: K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes.

⁷ Vgl. ebd.

Die Spiritualität der kleinen frommen Akte

Die folgenden Überlegungen verdeutlichen das, was P. Brantzen mit: „In den vorbildlichen Eltern erlebt er die Führung der göttlichen Vorsehung.“⁸ umschreibt.

Seine Eltern, Franz Reinisch und Maria, geb. Huber, besuchten als junge Menschen des Öfteren die Pfarrkirche Mariä Empfängnis zu Wilten. Wilten stellte noch im 19. Jahrhundert eine selbstständige Ortschaft dar. Erst seit 1904 wurde es als Stadtteil von Innsbruck eingemeindet. Bereits im 14. Jahrhundert war inmitten der Kirche zwischen vier Säulen ein Gnadenbild Marias aufgestellt, das stilistisch um 1330 anzusetzen ist.⁹ Schon in dieser Zeit etablierte sich die so genannte „Wallfahrt zur Maria unter vier Säulen“.

Die Eltern von P. Reinisch trafen regelmäßig in dieser Kirche zum stillen Gebet ein. Später (1928) entschied sich ihr Sohn, P. Franz Reinisch, zum Zelebrieren seiner Primizmesse in dieser Kirche, der ältesten und bedeutendsten Wallfahrtsstätte Tirols. Die Familie Reinisch verehrte das Gnadenbild dieser Wallfahrtskirche in besonderer Weise. In einer Erinnerung P. Reinischs daran heißt es: „Das Gnadenbild thront als Hausaltärchen beim Eingang in die Wohnung, wo Mutter ständig eine Öllampe brennen lässt. Papa verrichtet täglich sein persönliches Morgen- und Abendgebet davor, sodaß ich mich stets daran erbaute. Und an diesem Gnadenbild durfte ich mein Erstlingsopfer darbringen zur größten Freude Papas.“¹⁰

Als ich diese Wallfahrtskirche im August 2001 besuchte, hatte ich den Eindruck, dass ich vor dem Gnadenbild gar nicht stehen kann, ohne dabei an Tirol zu denken. Zu diesem Gedanken hatte mich ein Gebetsblatt verleitet, das ich beim Haupteingang ausgelegt fand: „Maria im Strahlenschein / hilf auch mir, Dein Kind zu sein, / wie unter den vier Säulen Deine Hand / zu dem Sohne hinführt das Tirolerland.“¹¹ Wer die Gebete P. Reinischs aus der Gefängniszeit in die Hand nimmt, kommt damit ohne Berücksichtigung der marianischen Frömmigkeit nach Tiroler Art nur schlecht zurecht.

Für die Trauung am 30.07.1900 suchten sich Franz und Maria auf Grund des neuen Wohnortes eine andere Wallfahrtskirche aus. Sie gingen zur „Unseren Lieben Frau“ in Rankweil bei Feldkirch im Vorarlberger Oberland, einem Wallfahrtsort im Herzen der Alpen. Der Mittelpunkt dieser Wallfahrtskirche war damals und ist auch heute das Gnadenbild von Hans Rueland aus Opfenbach/Allgäu, anzusetzen um 1460.¹²

Als ich diese Wallfahrt besuchte, war ich nicht nur tief von dem Innenraum aus dem 12. Jahrhundert beeindruckt, sondern hatte nicht genug von dem herrlichen

⁸ Klaus Brantzen, Märtyrer der Gewissenstreue. P. Franz Reinisch: Leben und Sendung – Novene, Neuwied 1983, S. 14.

⁹ Vgl. Karin Hösch, Basilika Wilten-Innsbruck. Ein Kunstführer. Passau 2000, S. 5 und 38.

¹⁰ K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 75.

¹¹ Christine Schodrok, Gebet an die Gnadenmutter von Wilten. Ein loses Gebetsblatt ausgelegt in der Basilika Wilten-Innsbruck.

¹² Vgl. Josef Kessler, Basilika Unserer Lieben Frau. Rankweil/Vorarlberg. Ein Kunstführer. München-Zürich 1990, S.17.

Blick ins malerische Vorarlberger Oberland. Ohne zu wissen, dass man in der Familie Reinisch eine große Liebe zu ästhetischen Glaubensorten hatte, kann manches bei P. Reinisch missverstanden werden.

Als Franz, der zweitälteste Sohn, am 01.02.1903 in Levis bei Feldkirch, im Haus Nr. 100, heute Mutterstraße 25, geboren wurde, gehörte die Familie Reinisch der Pfarrgemeinde St. Pankratius und Zeno in Altenstadt bei Feldkirch an. Zwar war die Kirche urkundlich schon im 14. Jahrhundert bezeugt,¹³ besaß jedoch nie besondere Kunstschätze und gefiel anscheinend dem Ehepaar Reinisch nicht besonders. Zur Taufe brachten sie ihren Sohn einen Tag nach der Geburt, am Fest Mariä Lichtmeß, in die Stadtpfarreikirche (heute Domkirche) St. Nikolaus in Feldkirch/Zentrum.¹⁴ Das Übergehen der eigenen Pfarreikirche könnte man heute in folgender Weise erklären. Für den aktuellen katholischen Pfarrer in Levis, Msgr. Ferdinand Pfefferkorn, ist Reinischs Übergehen der eigenen Pfarreikirche selbstverständlich: Menschen, die damals in Feldkirch eine gute Arbeitsstelle bekamen, gingen aus Prestigegründen lieber in die Stadtpfarreikirche.¹⁵ Diese Erklärung überzeugt mich persönlich nicht. Prestigegründe sind ein schlechtes Argument, wenn man über Glaube und Spiritualität spricht. Es lässt sich nicht beweisen, dass das Ehepaar Reinisch davon nichts wusste. Mich überzeugt das folgende Argument: St. Nikolaus verfügte über eine Marienkapelle mit einer feinempfundenen gotischen Marienfigur Muttergottes mit Kind aus dem Jahr um 1420,¹⁶ vor der die Reinischs ihr Kind dem Schutz Marias anvertrauen wollten, was sie auch tatsächlich taten. Sich Maria anzuvertrauen heißt später für P. Reinisch, eine Weihe und Hingabe an Maria zu vollziehen.

Den Weg nach Feldkirch muss das Ehepaar Reinisch gerne gegangen sein. Denn auf dieser Strecke konnten die jungen Eltern mit ihren zwei Kindern die Kapuzinerkirche, heute in der Bahnhofstraße 4, aufsuchen und zu dem hl. Fidelis von Sigmaringen beten. In der Franz-Reinisch-Biografie von Heinrich Kreutzberg lesen wir über einen Kirchenbesuch mit dem Sohn Franz Folgendes: „Gelegentlich eines Besuches in der Kapuzinerkirche ließ die Mutter ihrem Kinde das Haupt des heiligen Fidelis von Sigmaringen aufsetzen, eine bedeutungsvolle Zeremonie!“¹⁷

Im Zusammenhang mit P. Reinisch möchte ich auf einige Besonderheiten im Leben des hl. Fidelis hinweisen. Als promovierter Rechtsanwalt verstand P. Fidelis für das Recht jedes Einzelnen auf Gewissens- und Religions-Freiheit einzutreten. Seine Predigten trug er in klarer Diktion und kräftiger Stimme vor. Mit seiner ganzen Überzeugungskraft versuchte er das verunsicherte Volk zur Toleranz zu bewegen. Er sparte nicht mit der Kritik an der österreichischen Regierung, die den katholi-

¹³ Vgl. Pfarrkirche St. Pankratius und Zeno. Altenstadt. Herausgegeben vom Pfarramt, S. 6.

¹⁴ Vgl. Wojciech Kordas OFMConv, Mut zum Widerstand. Die Verweigerung des Fahneids von P. Franz Reinisch als prophetischer Protest, Pallottinische Studien zu Kirche und Welt, Bd. 4, St. Ottilien, 2002, S.31.

¹⁵ Aus Privatgespräch mit P. Kordas im August 2001.

¹⁶ Vgl. Erwin Heinze, Domkirche St. Nikolaus. Feldkirch/Vorarlberg. Ein Kunstführer, Regensburg 1999, S. 12.

¹⁷ Heinrich Kreutzberg, Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit, Limburg 1952, S. 18. Im Folgenden zitiert: H. Kreutzberg, Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit.

schen Glauben in Graubünden mit Mitteln der Gewalt erhalten wollte. Er vertrat die Meinung, der Staat könne zwar zum äußeren Gehorsam zwingen, aber nicht zur Erkenntnis der religiösen Wahrheit.¹⁸ Besonders seine Predigt vom 24.04.1622 zu Seewis im Prättigau wurde ihm zum Verhängnis. Die Treue zu seiner Verkündigung bezahlte er mit dem Martyrium. Mir ist es bis heute nicht bekannt, dass P. Reinisch in seinem späteren Leben auf diesen Heiligen ausdrücklich zurückgreift. Aber dass die Fürsprache des hl. Fidelis einen Einfluss auf P. Reinisch hatte, lässt sich nicht ausschließen.

Noch im Jahr 1903 übersiedelte die Familie Reinisch für etwa drei Jahre nach Bozen. Hier war es ihr möglich, im Dom Maria Himmelfahrt vor dem historischen Herz-Jesu-Bild zu beten. Im rechten Seitenschiff wird das in Südtirol bekannte Herz-Jesu-Bild aufbewahrt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde es vom schlesischen Meister Carl Henrici um 1770 angefertigt. Beim Anmarsch Napoleons legten die Stände Tirols am 01.06.1796 ein feierliches Treuegelöbnis ab und schlossen einen Bund mit Gott. Vor diesem Bild stellten die Tiroler Landstände das Land Tirol unter den besonderen Schutz des Herzens Jesu. Sie erhofften sich in ihrer großen Bedrängnis von Gott Hilfe und Schutz. Seit dieser Zeit wird jedes Jahr das Bild im Juni aus dem Schrein genommen, auf den Hauptaltar gestellt und am Herz-Jesu-Sonntag feierlich in einer bunten Prozession durch die Stadt getragen. In Innsbruck wurde das Gelöbnis für ganz Nordtirol erstmals am 25.09.1796 eingelöst. Die Verehrung des Herz-Jesu-Bundesbilds des Landes Tirol prägte von Anfang an das Leben des kleinen Franz. Später in Innsbruck ging er mit der Mutter in die Jesuitenkirche, wo einst Andreas Hofer (22.11.1767-20.02.1810), der Tiroler Befreiungskämpfer, vor dem Herz-Jesu-Bild am Judas-Taddäus-Altar Gott um Hilfe anflehte. Die Tugend der Treue, die ihre Wurzel in der Frömmigkeit zum Heiligsten Herzen Jesu hat, ist ein wesentliches Merkmal der Spiritualität von P. Reinisch. Davon ist bei P. Reinisch auch seine Kindheit geprägt. In seinen Gefängnisaufzeichnungen erinnerte sich P. Reinisch an die religiöse Erfahrung in dieser Kirche so: „Ich hing in meinen Kindheitsjahren mit tiefer Verehrung und Liebe an meiner lieben Mutter. Besonders freute ich mich, wenn Mutter mich zu den herrlichen Maiandachten in die Jesuitenkirche mitnahm. Da wuchs in mir eine ganz große Marienliebe, die mich zu stillen Betrachtungen drängte. Gerne sammelte ich Heiligenbildchen. Beim Anblick des Kreuzweges konnte ich einen Zorn bekommen auf die bösen Menschen, die den lieben Heiland so grausam quälten, und aus Mitleid bitterlich weinen, wenn ich Jesus und Maria auf dem Kreuzweg innerlich begleitete.“¹⁹

Als die Familie Reinisch aus Südtirol nach Innsbruck zog, war Franz fünf Jahre alt. Er machte sich unter seinesgleichen dadurch bemerkbar, dass er bei den Kinderspielen gerne die Priesterrolle einnahm und den „Gottesdienst“ nachspielte.²⁰ Es dauerte nicht lange, bis er sich von seinem Wohnsitz in der Anichstraße 32 auf den Weg zur St. Johanneskirche – heute die so genannte „Neue Universitäts-Kirche“ am Innrein – machte und dort Messdiener wurde. Kreuzberg macht darüber eine Be-

¹⁸ Vgl. Gaudentius Walser OFM Cap, Der heilige Fidelis von Sigmaringen, Thaur 1989, S. 22.

¹⁹ K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 70.

²⁰ Vgl. H. Kreuzberg, Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit, S. 20.

merkung: „Fromm, pünktlich und sauber versah Franz diesen heiligen Dienst.“²¹ Von da an wohnte er dem Gottesdienst immer wieder bei. Für Kreuzberg wuchs das Kind Franz im Geist kleiner Akte der echten Frömmigkeit.²² Zum täglichen Gottesdienst ging die Familie Reinisch in die Herz-Jesu-Kirche der Redemptoristen, heute in der Maximilianstraße 8. Hier hielt P. Reinisch am 14.04.1942 seine letzte Messe. Sein Vater ministrierte dabei. Heute erinnert eine Gedenktafel an einer der Kirchensäulen daran. Zur Kategorie „kleine Akte der echten Frömmigkeit“ gehören noch die regelmäßige Betrachtung der Leidensgeschichte Jesu Christi, die in der Familie mit Innbrust praktiziert wurde sowie gemeinsame Spaziergänge sonntagnachmittags, wobei es galt, vor jedem am Wegrand aufgestellten Kreuz anzuhalten und sich zu bekreuzigen. Diese fromme Übung lehrte den kleinen Franz die Ehrfurcht vor dem heiligen Zeichen. Anschließend ging man gemeinsam zur Rosenkranzandacht. Was Franz dadurch lernte, war nicht nur ein Stück katholischer Glaubenspraxis, sondern darüber hinaus die Verbundenheit mit seiner Heimat Tirol. Mit Recht bemerkt Kreuzberg: „Das Bild seiner Heimat spiegelte sich wider in seinem kurvenreichen Seelenleben.“²³ In der Haft schöpfte P. Reinisch oft aus dieser Kraftquelle. Ein Kirchenlied, das sich heute im Innsbrucker Liedbuch unter Nr. 936 befindet, zitierte er fast wörtlich: „Auf zum Schwur, Tirolerland, / hebt zum Himmel Herz und Hand... / Drum geloben wir auf's neue, / Jesu Herz, Dir ew'ge Treue!!!“²⁴

Die Reinischs gingen mit ihren Kindern in religiösen Angelegenheiten wie Beten und Elternsegen verantwortungsvoll um. Sie wussten ihre Kinder richtig zu begleiten, denn sie waren dazu durch die Marianische Kongregation vorbereitet worden. Auf diesen Aspekt weist Kreuzberg hin: „Schon früh wurden die Kinder zum Beten angeleitet. Stets betete der Vater selbst mit den Kindern gemeinsam Morgen-, Tisch- und Abendgebet. Kein Kind ging zur Nachtruhe, ehe es nicht zuvor den Segen der Eltern erhalten hatte. Dieser schöne Brauch blieb auch später noch, als die Kinder größer waren bestehen.“²⁵ Das Ziel der Marianischen Kongregation bestand in der Heranbildung der Laien, damit sie ihren religiösen Auftrag besser erfüllten. Die Grundzüge der Spiritualität orientieren sich in der Marianischen Kongregation nach wie vor an der Weihe an Maria für das ganze Leben und an der Lebensführung gemäß den Geistigen Übungen des hl. Ignatius von Loyola. Von dieser spirituellen Orientierung bekam P. Reinisch für sein Leben wichtige Impulse.

Eine andere Quelle der Geisteskraft seiner Eltern sah P. Reinisch in ihrer Mitgliedschaft bei der franziskanischen Gemeinschaft. Beide Eltern gehörten dem so genannten Dritten Orden des hl. Franziskus von Assisi an. In seinen Gefängnisaufzeichnungen würdigte P. Reinisch den hilfreichen Einfluss dieser Spiritualität auf

²¹ Vgl. ebd.

²² Vgl. ebd.

²³ Ebd. S. 155.

²⁴ K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 97. Vgl. auch Gotteslob, Katholisches Gebet- und Gesangbuch, Diözesen Innsbruck und Feldkirch, herausgegeben von den Bischöfen Deutschlands und Österreichs und der Bistümer Bozen-Brixen und Lüttich, Stuttgart 1975, S. 9

²⁵ H. Kreuzberg, Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit, S. 15.

seine Kinderzeit.²⁶ In der Entstehungsgeschichte des Dritten Ordens, dessen Mitglieder „Terziaren“ genannt waren, ging es um religiös-soziale Ausrichtung der neuen Spiritualität. Die „Terziaren“ hatten das Recht, den Kriegsdienst zu verweigern. Sie leisteten nicht den Treueid auf den Landesfürsten. Sie stellten sich eher in den karitativ-sozialen Dienst und engagierten sich in ihrem Umfeld für Gerechtigkeit und Frieden. Es lässt sich heute nicht mehr verifizieren, was das Ehepaar Reinisch tatsächlich von der franziskanischen Terziaren-Spiritualität übernahm. Es ist jedoch anzunehmen, dass ihnen die Grundwerte durchaus bekannt waren. Es ist mir nicht gelungen, in den Innsbrucker Pfarrbüros und Klöstern herauszufinden, welcher Gemeinde die Reinischs als „Terziaren“ angegliedert waren. Im Zweiten Weltkrieg sollen die meisten Personenverzeichnisse verloren gegangen sein. Eines ließ sich aber nachprüfen. P. Dr. Alfons Penz, Leiter des franziskanischen Gymnasiums Hall in Tirol, wo Franz Reinisch 1922 maturierte, konnte mir bestätigen, dass Franz als Schüler Mitglied der Marianischen Kongregation Hall gewesen war.²⁷ Auch in diesem Fall ist es heute unmöglich darzulegen, was Franz Reinisch wirklich davon lernte. Dass er aber diese Spiritualität im Allgemeinen kannte, darf man jedoch voraussetzen. Diese Behauptung stimmt übrigens mit seiner Äußerung aus der Haft überein, dass die Liebe zur marianischen Studentenkongregation, bzw. zur lieben Gottesmutter sowie zum eucharistischen Heiland in ihm für immer wach geblieben ist.²⁸

In späteren Jahren war es P. Reinisch bewusst geworden, dass seine Eltern vor dem Heiligen Vater Pius X. großen Respekt hatten. Daran erinnerte sich P. Reinisch in Zusammenhang mit dem Rückblick auf seine Erstkommunion. P. Reinisch sprach davon in der Haft. Er wies dabei auf das Kommuniondekret dieses Papstes hin: „Meine Eltern legten in ihrer großen Liebe zum hl. Vater Wert darauf, in ihrer Familie das Dekret durchzuführen.“²⁹ Als Erwachsener stand P. Reinisch offen dazu, dem nächsten Papst Pius XI. in spezieller Zuneigung verbunden zu sein.³⁰ Im Jubiläumsjahr 1926 reiste er nach Rom. Diese Erfahrung hinterließ bei ihm unvergessliche Erinnerungen: „Dort erlebte ich die ganze Hingabe an den hl. Vater Pius XI. Seitdem ist mir das Geheimnis Petri ein Lieblingsgeheimnis geworden.“³¹ In seiner Spiritualität betrachtete P. Reinisch den Juni, den Monat seiner Priesterweihe, als den Monat seiner persönlichen Papsttreue.³² Auf diese tiefe Verbundenheit mit dem Heiligen Vater wies P. Reinisch in seiner Haft hin, als er schrieb, dass er bei der Eucharistiefeier ausdrücklich für ihn betet. P. Reinisch listete 18 Herzensanliegen bei seinem Messopfer auf. Die 16. lautete: „Nach der Meinung des hl. Vaters u. für den hl. Vater.“³³ In seiner spezifischen Weise glaubte P. Reinisch an die Opferkraft von

²⁶ Vgl. K. Brantzen (Hrsg.), *Im Angesicht des Todes*, S. 70.

²⁷ Vgl. Alfons Penz OFM, *Haller Maturanten. Blutzugehen in der Zeit des Nationalsozialismus*. Ein unveröffentlichtes Manuskript von 6 Seiten in Besitz des Verfassers, hier S. 1-2.

²⁸ Vgl. K. Brantzen (Hrsg.), *Im Angesicht des Todes*, S. 71.

²⁹ Ebd. S. 70.

³⁰ Vgl. ebd. S. 69.

³¹ Ebd. S. 72.

³² Vgl. ebd. 69.

³³ Ebd. S. 46.

Papst Pius XI. für den Weltfrieden: „Er bot sein Leben Gott an für den Frieden der Welt. Solange er lebte, brach der Krieg nicht aus. Kaum war er gestorben, da ging die Katastrophe los.“³⁴ Mit der Papsttreue sah sich P. Reinisch gegen den Verdacht geschützt, er handle antikirchlich, wenn er den Fahneneid auf Hitler ablehne: „Wie sehr spüre ich es gerade an meinem jetzigen Leben, was der Vorwurf bedeutet: Im Verdacht der Ketzerei zu stehen. Darum ist gegen diese An- und Vorwürfe der beste innere Schutz: Papsttreue, klare Prinzipien und eine große Liebe zu Jesus und Maria.“³⁵ Aus dieser Spiritualität schöpfte P. Reinisch in seiner Haft Mut zur Entscheidung. Daran zeugt die Notiz vom 26.07.1942: „Pius XII. erließ am 25.8.39 noch zum letzten Mal eine Aufforderung an die Regierung zum friedlichen Verhalten. Aber die NS-Regierung mit dem preußischen Militarismus entschied sich für den Krieg. Sie macht also die Rechnung ohne den Wirt! Wo Gewalt, Lug u. Trug allein das Feld beherrschen, da helfe ich als Priester nicht mit.“³⁶ Papst Pius XII. würdigte P. Reinisch bereits 1943. Für den Papst waren die letzten Jahre P. Reinischs heroisch und sein Sterben heiligmäßig.³⁷

P. Reinischs Spiritualität der frommen religiösen Akte fand ihre Kontinuität im nächsten Abschnitt seiner spirituellen Entwicklung. Meine Überlegungen zu dieser Entwicklungsperiode stelle ich unter den Titel:

Die Spiritualität des blühenden seelischen Frühlings

Im Geist Jesu mit vielen Freunden verbunden und von ihnen gefördert, so könnte der Untertitel des folgenden Abschnitts lauten.

Den heroischen Edelmut P. Reinischs weiß das Franziskanergymnasium Hall zu schätzen, das Franz von 1914 bis 1922 besuchte.³⁸ Im Eingang des Gymnasiums ist an der rechten Seite eine Marmortafel angebracht, die in alphabetischer Reihenfolge sechs ehemalige Schüler, darunter auch Franz Reinisch, verewigt; alle sechs fanden in der NS-Zeit für ihre Glaubensüberzeugung einen gewaltsamen Tod. Eine zweite Gedenktafel an P. Reinisch befindet sich außen an der Mauer des Gymnasiums und ist nur ihm gewidmet. Auch die Verbindung Sternkorona vergisst ihr treues Mitglied nicht.³⁹ Zu den Franziskanern kam Franz über seinen älteren Bruder, Andreas. Er war für Franz ein großes Vorbild, und Franz hing an ihm. Auch wenn Franz in dieser Zeit mit den Gedanken spielte, einmal Franziskaner und Priester werden zu wollen, war er davon nicht richtig überzeugt und gab schließlich sein Vorhaben

³⁴ Ebd. S. 33.

³⁵ Ebd. S. 89.

³⁶ Ebd. S. 101.

³⁷ Vgl. Klaus Brantzen, Pater Franz Reinisch. Sein Lebensbild. Ein Mann steht zu seinem Gewissen, Vallendar-Schönstatt 1993, S. 234. Im Folgenden zitiert: K. Brantzen, Pater Franz Reinisch. Sein Lebensbild.

³⁸ Vgl. Heribert Rasch OFM, Vor 50 Jahren starb P. Franz Reinisch, in: Jahresbericht 1991/92 des öffentlichen Gymnasiums der Franziskaner Hall in Tirol, Hall 1992, S. 9-11.

³⁹ Vgl. Sternkorona-Festschrift 1958, S.49-51.

einige Jahre später auf, womit er auch diesmal seinem Bruder folgte.⁴⁰ Dass Franz Reinisch als Gymnasiast die franziskanische Spiritualität mindestens in allgemeiner Bedeutung kennen lernte, steht m.E. außer Zweifel. Wir wissen ja, dass er die ersten Jahre im franziskanischen Internat Leopoldinum wohnte und von seinem Klassenpater tief beeindruckt war.⁴¹ Viel interessanter wäre es zu wissen, in welchem Grad die franziskanische Geisteshaltung seiner persönlichen Lebensgestaltung diene. Aus meiner Sicht lässt sich diese Frage augenblicklich auf Grund unzureichenden Beweismaterials nicht beantworten. Ich würde es aber nicht ausschließen, dass die künftige Forschung wesentlich zur Klärung dieser Frage anhand ausgewerteter Originaltexte beitragen könnte.

Mit größerer Genauigkeit lassen sich die nächsten spirituellen Prägungen von Franz Reinisch verfolgen. Am 28.9.1922 wurde er Student der juristischen Fakultät der Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck. Auch jetzt folgte er seinem älteren Bruder. Er trat unverzüglich der Studentenverbindung Leopoldina bei.⁴² Hier lernte er den Wahlspruch „Unbeweglich wie die Berge unserer Heimat“ - „Immobilis sicut patriae montes!“, der ihn lebenslang, besonders im Gefängnis, begleitete. Der anfängliche Jura-Student war allen als ausgezeichnete Musikliebhaber, frohsinniger Mitspieler und guter Freund bekannt. Im März 1923 erhielt er von Dr. Kurt Schuschnigg aus der Studentenverbindung Austria die Einladung zum Exerzitienkurs für Akademiker. Er ließ sich darauf ein und fuhr nach Wylen/Basel zu dreißigtägigen Einkehrtagen unter der Leitung von P. Stanislaus Dunin-Borkowski, dem Jesuitenspiritual im Theologenkonvikt oder Priesterseminar zu Breslau.⁴³ Die Exerzitien wurden im Haus Himmelspforte gehalten. Heute führt die Gemeinde Grenzach-Wyhlen in diesem Haus ein Altenheim. Wir könnten die Spiritualität von dem jungen Studenten Reinisch besser verstehen, hätten wir heute einen Einblick in die Exerzitienunterlagen von P. Dunin-Borkowski. Ich will die Hoffnung nicht aufgeben, dass dies eines Tages möglich sein wird. Zum jetzigen Zeitpunkt müssen wir uns damit zufrieden geben, was wir in der grundlegenden Literatur über P. Reinisch lesen. Er selbst äußerte sich dazu in seinen Gefängniszeichnungen: „...diese Exerzitien wurden für meine folgende Entwicklung entscheidend.“⁴⁴ Sein Biograf H. Kreuzberg kommentiert diese Zeit so: „Die täglichen Vorträge, Lesungen und Gebete wechselten immer wieder mit Arbeiten in Haus und Feld. Ja, diese Wochen wurden schließlich für ihn zu einem tiefgreifenden und entscheidenden Erlebnis.“⁴⁵ Dr. Rita Haub, Archivleiterin in Archivum Monacense SJ, hält es für möglich, dass P. Dunin-Borkowski die

⁴⁰ K. Brantzen (Hrsg.), *Im Angesicht des Todes*, S. 71.

⁴¹ Vgl. H. Kreuzberg, *Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit*, S. 21.

⁴² Vgl. *Mitteilungen der k. ö. Hochschulverbindung Leopoldina*, Nr. 40.

⁴³ P. Dunin-Borkowski SJ wurde am 11.11.1864 in Winniczki/Lemberg, damals Polen, geboren. Er trat am 3.5.1883 in den deutschen Jesuitenorden ein. Von 1920 bis 1931 arbeitete er als Spiritual im Theologenkonvikt oder Priesterseminar Breslau. In den „*Stimmen der Zeit*“ war er mit Beiträgen sehr aktiv. Er starb am 01.05.1934 in München. Einen aufschlussreichen Aufsatz über ihn schrieb A. Pummerer in: *Mitteilungen aus den deutschen Provinzen SJ*, 103 (1935), S. 549-573.

⁴⁴ K. Brantzen (Hrsg.), *Im Angesicht des Todes*, S. 71.

⁴⁵ H. Kreuzberg, *Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit*, S. 26.

Exerzitien nach dem hl. Ignatius von Loyola gegeben hat.⁴⁶ Ich sehe heute keinen Grund dafür, die Vermutung auszuschließen, dass Franz Reinisch in Wyhlen die Geistlichen Übungen und die Regeln zur Unterscheidung der Geister im Sinn der jesuitischen Spiritualität beherrschte. P. Brantzen erwähnt in seiner Biografie über P. Franz Reinisch dessen Vorsätze aus dieser Zeit: „1. Ich will immer aufmerksam auf die Stimme Gottes in meinem Herzen und in meinem Gewissen hören. 2. Ich will immer der Anregung der Gnade Gottes treu folgen.“⁴⁷ Von der ignatianischen Spiritualität bekam Franz Reinisch starke Impulse für seine neue Entscheidung in Kiel, wo er eine kurze Zeit Gerichtsmedizin studierte. Konfrontiert mit dem religiös-sittlichen Elend dieser Stadt, entschloss er sich auf Grund eines intensiven seelischen Ringens Priester zu werden. Ihn bewog es die Sehnsucht, die Menschen für Christus zu gewinnen. Über den Berufswechsel unterhielt er sich vertrauensvoll mit seinem Vater und bekam von ihm den guten Rat: Sollte ihm das Theologiestudium irgendwann keine Freude mehr machen, könne er jederzeit zum Jurastudium zurückkehren.⁴⁸ Darüber hinaus ließ er sich noch von einem Jesuitenpater beraten. Schließlich begann er das zweijährige Philosophiestudium in Innsbruck. Über die Entwicklung seiner Spiritualität in dieser Zeit lässt sich vielleicht nur dann etwas gewinnen, wenn man sein Verhalten gegenüber Ludowika Linhard mit in Betracht zieht. 1923 brach Franz entschlossen die Freundschaftsbeziehung zu diesem Mädchen ab.⁴⁹ Im Brief vom 25.09.1925 verabschiedete er sich von dem hochgeschätzten Fräulein für immer, wobei er mit der Treue zu sich selbst argumentierte.⁵⁰

Über die Spiritualität P. Reinischs im nächsten Zeitabschnitt lässt sich noch mehr sagen. Das Theologiestudium im Priesterseminar Brixen von 1925 bis 1928 brachte einige – in Bezug auf die spirituelle Entwicklung P. Reinischs – interessante Begegnungen. Zunächst wissen wir, dass Franz Reinisch schon im ersten Jahr einige Pallottinerstudenten kennen lernte. Er befreundete sich besonders mit Frater Richard Weickgenannt,⁵¹ der ihm später aus den USA einen Brief zur Primiz schrieb und damit im Leben P. Reinischs eine Wende herbeiführte. „Es würde mich freuen, Dich als Mitbruder einmal begrüßen zu können.“⁵² bedeutete für P. Reinisch nicht nur einen Schlusssatz am Rand der Hauptbotschaft. Bei der Primizreise nach Lourdes und Lisieux wirkte das Wort des Pallottinerfreundes im Herzen P. Reinischs

⁴⁶ Vgl. die briefliche Korrespondenz mit dem Verfasser.

⁴⁷ K. Brantzen, Pater Franz Reinisch. Sein Lebensbild. Ein Mann steht zu seinem Gewissen, S. 29.

⁴⁸ Vgl. K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 72.

⁴⁹ Vgl. ebd.

⁵⁰ Vgl. Wojciech Kordas OFMConv, Mut zum Widerstand. Die Verweigerung des Fahneneids von P. Franz Reinisch als prophetischer Protest (Pallottinische Studien zu Kirche und Welt, Bd. 4), St. Ottilien 2002, S. 36-37. Im Folgenden zitiert: W. Kordas, Mut zum Widerstand.

⁵¹ P. Richard Weickgenannt wurde am 24.09.1892 in Eppingen/Baden geboren. Am 21.09.1923 erhielt er das Kleid der Pallottiner. Das Theologiestudium begann er in Brixen. Den Abschluss machte er in Salzburg. Am 17.07.1927 wurde er zum Priester geweiht. Seine erste priesterliche Tätigkeit führte ihn nach Washington, wo er vom März 1928 bis November 1929 arbeitete. Er starb am 27.05.1966 in Brescia/Italien. Vgl. ein Informationsblatt von P. Edmund Rieg SAC über den verstorbenen P. Richard Weickgenannt SAC, Friedberg/Augsburg, den 27.5.1966.

⁵² Hier zitiert nach: K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 75.

wie Hefe im Teig. In seiner Erinnerung daran schrieb P. Reinisch im Gefängnis: „...auf dieser Reise begann dieser Satz des P. Weickgenannt in mir zu arbeiten.“⁵³ Im zweiten Theologiejahr erhielt Franz Reinisch von seiner Mutter die Biografie der hl. Theresia von Lisieux und las darin. Heute befindet sich dieses Buch in einer Holzkiste mit P. Reinischs Büchern und Handschriften, die erst im November 1997 im Bundesheim Schönstatt entdeckt wurde. Alle Gegenstände dieser Kiste gehören dem so genannten Reinisch Archiv Friedberg/Augsburg. Seit April 1998 wird diese Kiste in Untermerzbach aufbewahrt. P. Dr. Werner Weicht SAC sorgt für die Analyse dieser Sammlung. Ich erwarte mit großem Interesse neue Aufschlüsse über die spirituelle Lebenswelt P. Reinischs durch die Erforschung dieses Materials. Eines weiß man bereits von P. Reinisch selbst: Das Lesen über die hl. Theresia von Lisieux war für ihn unvergesslich. An vielen Stellen in seinen Gefängnisaufzeichnungen berief er sich auf die Spiritualität der kleinen Theresia. Und doch hatte er einige Schwierigkeiten mit der endgültigen Entscheidung für das Priestertum.⁵⁴ Nach seiner eigenen Überzeugung kam ihm in diesem Moment das Gebet und das Opfer seiner kranken Mutter zu Hilfe. Seine Überzeugung aus der Haftzeit war: „Wahrlich, eine Mutter muß doch einen Priestersohn erbeten und eropfern.“⁵⁵

Wir werden sicherlich nicht mehr herausfinden, ob P. Weickgenannt für den Übertritt des jungen Priesters Franz Reinisch zu den Pallottinern auch gebetet hat. Am 03.11.1928 war es jedoch für Reinisch so weit, dass er ins Noviziat der Pallottiner in Untermerzbach/Bamberg eintrat. Eine seiner Notizen vom 01.10.1928 weist darauf hin, dass er schon zu diesem Zeitpunkt mit der Spiritualität des Persönlichen Ideals in der Interpretation von P. Ferdinand Kastner PSM vertraut war.⁵⁶ Er kam nach Untermerzbach als Zigarettenraucher, wovon er selbst in seinen Gefängnisaufzeichnungen erzählte.⁵⁷ Ich nehme an, Sie kennen bereits die Geschichte seiner Einstand-Zigarette. Der Nikotinverzicht löste bei Reinisch eine Krisenstimmung aus und brachte ihn auf die Idee, über die Mauer zu flüchten. Die Geschichte seiner missglückten Flucht ist Ihnen sicherlich wohl bekannt.⁵⁸ Woraus Franz Reinisch die innere Kraft schöpfte, um sich zu überwinden und im Noviziat doch zu bleiben, ist heute schwierig in allen Details nachzuweisen. Ich würde sagen, dass die Verehrung Marias ihn dazu bewog. Ein Indiz dafür liefert seine eigene Aussage: „Als ich zur Lourdesgrotte kam, begann ich seelisch zu bluten und äußerlich zu weinen. Und der Kampf war entschieden. Ich blieb! Und von da ab war auch die Leidenschaft des Rauchens im Noviziat gebrochen.“⁵⁹ Wohl gemerkt, dass er hier vom Noviziat spricht, denn später rauchte er wieder. Es war ihm bewusst, dass die Zigaretten-sucht ihn versklavte. Vielleicht dachte er an den Verstoß gegen die Armut aus den

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Vgl. ebd. S. 72.

⁵⁵ Ebd. S. 74.

⁵⁶ Franz Reinisch, Das persönliche Ideal v. F. Kastner PSM. Eine Notiz vom 1.10.1928, S.1-2, in: Reinisch-Archiv Friedberg bei Augsburg, Briefumschlag; Gedruckte Geisteserneuerungen, Kiste mit Reinischs Büchern und Handschriften.

⁵⁷ Vgl. K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 75.

⁵⁸ Vgl. ebd. S. 76.

⁵⁹ Ebd.

drei evangelischen Räten, als er im Gefängnis bekannte, dass er auf Grund des Rauchens nicht vollkommen die drei evangelischen Räte gelebt hatte.⁶⁰ Erst mit dem Argument der seelischen Freiheit bekämpfte er endgültig seine Zigarettensucht. Bewusst brachte er ein Opfer. Diese Entscheidung geschah im Zusammenhang mit seinem Einberufungsbefehl. Sollte es sich dabei um den Einberufungsbefehl von Wegscheid (08.04.1942) handeln, dann hatte er definitiv mit seiner Leidenschaft etwa eine Woche vor Bad Kissingen (15.04.1942) aufgehört. Seinen guten Willen zum Verzicht aufs Rauchen bestätigte P. Reinischs mit dem Verschenken der letzten Zigaretten vor dem Betreten der Kaserne.⁶¹

Während der Noviziatszeit interessierte sich der junge Priesternovize Franz Reinisch besonders für die pallottinische Spiritualität. Er erlebte diese Zeit als einen asketischen Frühling und eine seelische Blüte.⁶² Er las das grundlegende Werk von P. Eugen Weber PSM über den Stifter Vinzenz Pallotti, die Grundregeln von Vinzenz Pallotti und über das Katholische Apostolat. Über seine neue geistige Erfahrung schrieb P. Reinisch im Gefängnis: „Die große Marienliebe Vinzenz Pallottis, die ihren Triumph feierte in der mystischen Vermählung und die darauffolgende Schau des Weltapostolatswerkes, löste in mir die Sehnsucht aus, mit aller Kraft an mir zu arbeiten und ein echter Apostel zu werden.“⁶³ Mit dem Gedanken des Infitismus und des universalen Apostolates befasste er sich in besonderer Weise.

Die Realisierbarkeit der Ideenwelt Vinzenz Pallottis fand P. Reinisch über Schönstatt. In Berührung mit der schönstättischen Spiritualität kam er über die Beiträge der Zeitschrift „Sal terrae“ von 1933. Dann las er alles von Schönstatt, was er nur in die Hand bekam. Bevor ich aber auf die spirituelle Bedeutung Schönstatts und die schönstättische Geisteshaltung P. Reinischs zu sprechen komme, möchte ich das bisher Gesagte mit einem Zitat von P. Reinisch einigermaßen auf den Punkt bringen: „Neben Gott, dem Herrn, der lb. Gottesmutter, hl. Theresia und V. Pallotti sei den Erziehern gedankt, P.P. Franziskanern, Jesuiten, Weltpriestern, Pallottinern, die alle an mir geformt und gebildet haben. Meine lieben Eltern möge der dreifaltige Gott besonders segnen.“⁶⁴ Das nächste Stadium der spirituellen Entwicklung P. Reinischs nenne ich:

Die Spiritualität des grenzenlosen Gottvertrauens

Eine neue geistliche Führung und ein tiefreligiöses Heranreifen zu einer immer profilierteren Persönlichkeit ist der Inhalt des folgenden Kapitels.

Wer die „Sal terrae“-Hefte von 1933 kennt, der weiß, dass P. Reinisch damit eine Variante des Gedankenguts von Schönstatt kennen lernte, die speziell für die

⁶⁰ Vgl. ebd. S. 81.

⁶¹ Vgl. ebd. S. 47.

⁶² Vgl. ebd. S. 76.

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Ebd. S. 78.

Gemeindeseelsorge galt. Von der spezifischen Ausdrucksweise P. Josef Kentenichs war da sehr wenig, wenn überhaupt, zu spüren. Die Kentenichsche Begrifflichkeit erlernte P. Reinisch erst während seiner kurzen Schönstatt-Besuche und dann fünf Jahre später, als er ganz nach Schönstatt übersiedelte. Die Bedeutung der Spiritualität Schönstatts ist für das Verständnis der spirituellen Entwicklung P. Reinischs zwischen 1934 und seiner Enthauptung am 21.08.1942 entscheidend. Bevor ich über das zweite Datum referiere, möchte ich kurz auf das Jahr 1934 zu sprechen kommen. Im September 1934 begann P. Reinisch auf dem Salzburger Mönchsberg als Spiritual der Theologen zu wirken. P. Wilfried Kunz SAC bemerkt in seinem Manuskript über die Geschichte der Pallottiner zu Salzburg: „Mit P. Franz Reinisch als Spiritual fand die Schönstattbewegung im Missionsseminar St. Johannes Eingang.“⁶⁵ Auch P. Alois Frank SAC bemerkte als Augenzeuge in seinem Tagebuch aus dieser Zeit, dass P. Reinisch von den jungen Theologen mit großer Begeisterung empfangen wurde.⁶⁶ Im Oktober 1934 hatten die deutschen Provinzen die Weihe an die Mater Ter Admirabilis von Schönstatt vollzogen. Ich denke, man muss das spätere spirituelle Engagement P. Reinischs auch vor diesem Hintergrund betrachten. Schon am 08.12.1934 fand im Missionsseminar zu Salzburg die Weihe an die MTA statt. P. Kunz schreibt über diesen Tag Folgendes: „Spiritual P. Reinisch verstand es in ausgezeichneter Weise, die Herzen der einzelnen am Weihetag des Hauses an die MTA zu disponieren, auch durch seine Donnerstagskonferenzen wie durch eine eigene Vorbereitungsnovene.“⁶⁷ Der schon erwähnte Augenzeuge P. Frank behielt die geistige Einstellung P. Reinischs in positiver Erinnerung: „Sein Optimismus, im Kapellchen von Schönstatt neu gestärkt, ließ ihn mit jugendlichem Elan beginnen. Seine einzigartige, alle Schwierigkeiten überwindende Marienverehrung begleitete nunmehr alle seine Vorträge. Er verband sie mit der Liebe zu Vinzenz Pallotti und ließ in seinen Konferenzen eine völlig neue Bezugsform der pallottinisch-marianischen Frömmigkeit entstehen. Für uns war dies eine neue Welt. Die Formulierungen, die P. Reinisch mitbrachte, faszinierten uns.“⁶⁸ Seine spirituelle Stärke zeigte P. Reinisch auch im Dienst des Versöhnungssakramentes. Er stand den jungen Theologen als Beichtvater zur Verfügung. Nach P. Frank tat er seinen Dienst in folgender Weise: „Stets hilfsbereit, ging er auf jede Frage ein und half mit seinen Ratschlägen über manche Schwierigkeiten hinweg. So war er von allen hochgeschätzt.“⁶⁹ P. Reinisch erfüllte seine Sendung mit Überzeugung. Ein paar Monate später wurde P. Reinisch nach Konstanz versetzt. Die Gründe dafür verstand er nicht. Seine Theologiestudenten waren sprachlos. Auf keinen Fall lag der neuen Versetzung eine harte Verfolgung oder seine draufgängerische Haltung

⁶⁵ Wilfried Kunz SAC, Die Geschichte der Pallottiner zu Salzburg unter besonderer Berücksichtigung der Österreichischen Regio vom Hl. Geist. Ein unveröffentlichtes Manuskript, S. 38. Im Folgenden zitiert: W. Kunz, Die Geschichte der Pallottiner zu Salzburg.

⁶⁶ Vgl. Alois Frank SAC, Sie haben ihn erlebt..., in: KA6/1992, S. 206. Im Folgenden zitiert: A. Frank, Sie haben ihn erlebt....

⁶⁷ W. Kunz, Die Geschichte der Pallottiner zu Salzburg, S. 38.

⁶⁸ A. Frank, Sie haben ihn erlebt..., S. 206.

⁶⁹ Ebd.

zu Grunde. P. Reinisch folgte der Versetzung im Gehorsam. Was damals der Grund der ungewöhnlichen Versetzung war, wäre heute neu zu erläutern. Bis 1938 folgten mehrere Versetzungen. Kurz vor der Freistellung für die Arbeit in Schönstatt durfte er im Noviziat Untermerzbach als Beichtvater aushelfen. Von dort aus wechselte er am 16.10.1938 nach Schönstatt. Seine Spiritualität wurde noch profiliert.

Im Gefängnis kam er zur folgenden Überzeugung: „Hätte ich den Gnadenort nicht gehabt, wäre ich diesen Weg entweder nie gegangen oder ich wäre sicher abgebogen oder verzweifelt.“⁷⁰ Den Gnadenort haben, bedeutete für P. Reinisch in Schönstatt als in einer Heimat-, Heiligungs- und Werkstätte zu leben und zu arbeiten. Sein erster großer Auftrag bestand in Predigten und Vorträgen für Missionshelfer in Mannheim anlässlich des Missions-Einkehrtages am 05.03.1939. Das spirituelle Gedankengut P. Reinischs aus dieser Zeit wurde von ihm im Mai desselben Jahres nachträglich vervielfältigt.⁷¹ Darin sehen wir heute, dass P. Reinisch eine bestimmte Missions-Spiritualität aufzeichnete. Zu ihren wichtigsten Bestandteilen gehörten: das Tabor-Erlebnis, die Kreuzes-Symbolik, die Missions-Verpflichtung, das Gebet- und Opferleben sowie die marianische Welt-Erneuerung. Diese Kerngedanken entfaltete P. Reinisch vor dem Hintergrund des schönstättischen Spiritualitäts-Verständnisses, dessen Prinzipien waren: Auf dem einmal eingeschlagenen Weg gilt es auszuharren; es gilt, sich von der heiligen Pflicht, das Reich Gottes auf Erden zu verbreiten, in Dienst nehmen zu lassen; die Wahrheit und die Freiheit zu verteidigen; das Persönliche Ideal zu erkennen und zu realisieren; den Menschen in seinem sittlich-religiösen Charakter zu stärken; die Liebe im Verständnis Jesu Christi radikal vorzuleben; mit der eigenen Sendung der Mission der Kirche zu dienen; sich für die Werktagsheiligkeit einzusetzen; die eigene Tätigkeit unter die Werkzeugs-Idee zu stellen; jede geistige Gabe als ernstzunehmende Aufgabe zu verstehen; an den Sieg Gottes zu glauben, auch wenn man zu Grunde gehen sollte; das Maß der Sehnsucht als das Maß des Apostolates aufzufassen; nach dem Grundsatz „Deus providebit“ zu handeln; in Gebetshaltung zu leben; die überdurchschnittliche Opferbereitschaft anzustreben und sich aus dem Schönstatt-Geheimnis für die sittlich-religiöse Welt-Erneuerung zu engagieren.⁷² Als P. Reinisch ein Jahr später in der Männerseelsorge mitarbeitete, plädierte er vor seinen Zuhörern vor allem für die Spiritualität des Gehorsams der Kirche gegenüber.⁷³

Der Begegnung mit P. Josef Kentenich folgte im spirituellen Leben P. Reinischs eine außergewöhnliche Glaubenserfahrung. Zu dieser Behauptung verleiten mich zunächst mal zwei Aussagen P. Reinischs; zum einen, dass er in Schönstatt unter

⁷⁰ W. Kunz, Die Geschichte der Pallottiner zu Salzburg, S. 38.

⁷¹ Vgl. K. Brantzen/M.J. Emge/K. Hagmann (Hrsg.), Pater Franz Reinisch. Märtyrer der Gewissens-treue, Bd. 3, Geht hinaus in alle Welt! Unser Missionarischer Auftrag. Vorträge, Vallendar-Schönstatt 1993. Im Folgenden zitiert: K. Brantzen/M.J. Emge/K. Hagmann (Hrsg.), Geht hinaus in alle Welt!

⁷² Vgl. ebd. S. 27-175.

⁷³ Vgl. H. Kreuzberg, Franz Reinisch. Ein Märtyrer unserer Zeit, S. 53-54.

P. Kentenich seelisch gelitten hat;⁷⁴ und zum anderen, dass sein Spiritual, P. Kentenich, für seinen Entscheidungsweg die Verantwortung trage.⁷⁵ Im Folgenden werde ich diese Aussagen nicht erläutern, denn dies tat schon P. Reinisch in seinen Gefängnisaufzeichnungen. Dabei bin ich mir dessen wohl bewusst, dass diese beiden Aussagen ohne ihren mildernden Kontext provozierend wirken, doch ich frage nach dem Einfluss von P. Kentenich. Aus dem Koblenzer Gefängnis schrieb P. Kentenich zwei Briefe an P. Reinisch, der sich zu jener Zeit wahrscheinlich „auf dem unruhigen Wanderleben“⁷⁶ befand, und erinnerte ihn an die Spiritualität der Inscriptio und schätzte seine Hingabe an den Willen Gottes. Auf seine sehr eigene Art sah P. Kentenich den Zeitpunkt der Letztentscheidung P. Reinischs von dessen Treue zu Maria abhängig.⁷⁷ In einem zensierten Lagerbrief aus Dachau vom 16.08.1942 an die Marienschwestern in Schönstatt erwähnte P. Kentenich seinen Schüler, P. Reinisch, im Zusammenhang mit der „Ganzhingabe und Teilnahme am verklärten Heilandsleben“⁷⁸. Das letzte Mal sprach P. Kentenich ausdrücklich über P. Reinisch im Brief vom 05.09.1942, wobei er auch indirekt Bezug auf P. Albert Eise PSM nahm und die eigene Überzeugung von der Fruchtbarkeit des gefährlichen Lebens zum Thema machte.⁷⁹ Die Ratschläge seines Spirituals nahm P. Reinisch ernst, wovon seine Notiz vom 25.06.1942 zeugte: „Ich will nicht aufhören, die liebe MTA zu bestürmen, sie möge nach ihren Plänen über mein Leben verfügen für ihr Werk, wie es ihr wohlgefällt. Es soll meine Lebenshingabe ein Sühneopfer sein für meine eigene Aufgabe, ferner aber ein Liebesopfer für das Sch.-Werk.“⁸⁰ Zweifellos versuchte P. Reinisch im Gefängnis die schönstättische Spiritualität detailliert in die Tat umzusetzen. Er gestaltete seine geistige Gedankenwelt nach den wohl bekannten Prinzipien Schönstatts: Mater habebit curam; Servus Mariae nunquam peribit; Nichts ohne Dich, nichts ohne uns; MTA, tua res agitur; ordinaria extraordinarie; omnia opera mea Christo Regi crucifixo et glorioso, um nur einige wichtige Formulierungen zu nennen. Eine tief theologisch fundierte Verehrung Marias lernte P. Reinisch einst durch P. Ferdinand Kastners PSM Vorträgen über Marienherrlichkeiten kennen. Sie sind uns heute in Buchform zugänglich.⁸¹ Kurz vor der Überstellung ins Zuchthaus Brandenburg (11.08.1942) betrachtete er die Herrlichkeiten Marias und verspürte eine starke Sehnsucht nach dem Leben in Gott.⁸² Es ist m.E. durchaus denkbar, dass P. Reinischs Sterbelied vom 09.08.1942 unter anderem davon inspi-

⁷⁴ Vgl. K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 64.

⁷⁵ Vgl. ebd. S. 54.

⁷⁶ Engelbert Monnerjahn, Häftling Nr. 29392. Der Gründer des Schönstattwerkes als Gefangener der Gestapo 1941-1945, Vallendar-Schönstatt 1972, S.155. Im Folgenden zitiert: E. Monnerjahn, Häftling Nr. 29392.

⁷⁷ Vgl. K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 53.

⁷⁸ Auszug aus dem zensierten Lagerbrief aus Dachau vom 16.8.1942 und vom 5.9.1942 von P. J. Kentenich, S. 1-2, in: Archiv der Schönstätter Marienschwestern, Mutterhaus. Eine Kopie in Besitz des Verfassers als die Antwort von P. A. Strada auf die Anfrage von P. A. Kordas.

⁷⁹ Vgl. ebd. sowie E. Monnerjahn, Häftling Nr. 29392, S. 156.

⁸⁰ K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 23.

⁸¹ Vgl. Ferdinand Kastner PSM, Marienherrlichkeiten, Limburg/Lahn 1948.

⁸² Vgl. K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 119.

riert wurde: „Du bist das große Zeichen, / voll Licht im Sonnenglanz! / Umflutet und durchglutet / von Gottes Liebe ganz! / Ich möcht' als Liebesflamme, / Maria, Jungfrau rein, / im kleinen Heiligtume / von Dir entzündet sein. / Du stehst als Leidensrose / beim Kreuz ganz groß und still, / und sprichst Dein Ja zum Opfer, / weil's Gott so haben will! / Auch heute ruft Gott wieder / nach einer Heldenschar. / Drum bringe mich, o Mutter, / als Liebesopfer dar. / O Königin der Welten, / gebiet' dem Sturm der Zeit. / Die Satansbrust zertrete, / Du Siegerin im Streit! / Apostel laß mich werden! / Als Ritter steh' ich da. / Und sterbend will ich lächeln: / O liebe MTA!⁸³ P. Reinischs Heiligkeitsstreben prägte damals außerdem das Buch „Werktagsheiligkeit“ von Dr. Annette M. Nailis, entstanden in enger Anlehnung an eine Vortragsreihe von P. Kentenich, seit seiner ersten Drucklegung 1937 über Schönstatt hinaus berühmt. Dieses Buch ist uns heute zugänglich.⁸⁴ Gewöhnlich gebrauchte P. Reinisch während seiner Haft die geistigen Imperative von P. Kentenich, stützte jedoch sein Inneres auch mit der asketischen Priester-Spiritualität, die er noch vor Schönstatt kennen gelernt hatte. Er las im Neuen Testament, übersetzt und kurz erläutert von P. Konstantin Rösch OFM^{Cap}; er zelebrierte die heilige Messe; er meditierte die liturgischen Texte; er beichtete und kommunizierte; er betete Lobpreis-, Hingabe- und Stoßgebete; er strebte sein Persönliches Ideal an; er befolgte die Geistliche Tagesordnung; er verehrte seinen Namenspatron, den hl. Franz Xaver; er rezitierte den Rosenkranz und persolvierte sein Brevier. P. Reinischs Spiritualität orientierte sich im Gefängnis auch am Gedanken des Apostolates von Vinzenz Pallotti. Darauf deuten seine Aufzeichnungen hin, ganz besonders die folgenden Schlagwörter: Caritas Christi urget me ad infinitam Dei gloriam; ad Jesu gloriam; ad destruendum peccatum; ad salvandas animas; facere omnia usw. Darüber hinaus lebte P. Reinisch im Gefängnis auch aus dem Geist der hl. Theresia von Lisieux. Er erinnerte sich speziell an ihr Apostolat der Sehnsucht, der Liebe und des Leidens. Außerdem erlebte P. Reinisch immer wieder viel Trost beim Sprechen des Gebetes „O Herr, leite mich!“ von John Henry Newman: „1. O leite mich mit Deinem Licht, / ja leite mich! / Nacht ist's umher, die Heimat seh ich nicht, / o leite mich! / Ich bitte nicht, daß ich mög' ferne sehn, / laß mich nur Schritt für Schritt gerade gehn! / 2. Ich hab' nicht immer so zu Dir gefleht: / Herr, leite mich! / Ich liebte eigenen Weg, jetzt komm' ich spät, / o leit du mich! / Ich liebte Stolz und war voll Sinnlichkeit, / ach Herr, gedenke nicht vergangner Zeit! / 3. Bisher hast Du gesegnet mich, / wohlan, so leite mich / auch ferner – bis die rauhe, dunkle Bahn / einst lichtet sich. / Dann stehn am Morgen Sel'ge vor mir da, / die einst ich liebte und dann nimmer sah.“⁸⁵ Schließlich richtete P. Reinisch seine spirituelle Geisteshaltung nach der Devise seiner Leopoldina-Studentenverbindung, deren Botschaft er noch mit einem eigenen Ausdruck ergänzte, so dass letztlich seine ganze Weisung lautete: Unerschüt-

⁸³ Ebd. S. 127.

⁸⁴ Vgl. Annette M. Nailis, Werktagsheiligkeit. Ein Beitrag zur religiösen Formung des Alltags, Vallendar-Schönstatt 1997.

⁸⁵ K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 31.

terlich wie die Berge unserer Heimat steht unser Glaube an Jesus Christus und Maria.⁸⁶

In diesem starken Glauben schrieb P. Reinisch am 27.7.1942 ein Sterbegebet. Ich denke, ein Zitat aus diesem Gebet kann an dieser Stelle das bisher Gesagte wieder einigermaßen zusammenfassen und uns auf das nächste Entwicklungsstadium, die Spiritualität der Liebe, aufmerksam machen: „Meine Abstammung, Elternhaus, Kindheit, Jugenderziehung, Berufung, Priesterstand, Auserwählung zur PSM und damit Vorbereitung und Erschließung der Gnadenquelle von Sch., alle Bewahrungsgnaden, die in Überfülle in meinem Leben eingebaut waren, alle meine Dummheiten, erkannten und bereuten Fehler und Sünden, alle Enttäuschungen, körperliche und seelische Leiden, vor allem aber die Berufung zu diesem Letztentscheid, alles, alles ist Liebe.“⁸⁷ Die Liebe, von der P. Reinisch in Brandenburg sprach, verstand er im Sinn einer schöpferischen und zugleich apostolischen Geisteskraft. Darum trägt der folgende Abschnitt meiner Überlegungen den Titel:

Die Spiritualität der schöpferischen apostolischen Liebe

Die Spiritualität des Apostels von sehnsuchtsvoller Liebe und wachem Herzen – so könnten wir auch dieses kurze vorletzte Kapitel betiteln.

Nach der Verlegung ins Zuchthaus Brandenburg begann für P. Reinisch sein letzter Lebensabschnitt. Diese Zeit war von einer neuen spirituellen Wende gekennzeichnet. Mit den Charakteristika dieser spezifischen Geisteserfahrung P. Reinischs befasste ich mich ausführlich in meiner Dissertation und möchte hier darauf nicht mehr detailliert eingehen. Alle Interessierten können entweder auf die Gefängnisaufzeichnungen von P. Reinisch zurückgreifen⁸⁸ oder in meiner Arbeit meine kommentierenden Ausführungen lesen.⁸⁹ Ich halte die spirituelle Erfahrung in Brandenburg für eine der wichtigsten religiösen Erfahrungen P. Reinischs, von der wir heutzutage im Rahmen der Spiritualitäts-Bildung viel mehr zu reden hätten.

In Brandenburg sah das spirituelle Leben P. Reinischs außergewöhnlich konzentriert aus. Er las wieder im Neuen Testament und Brevier. Seine Spiritualität in jenen Tagen ging stark auf die biblische Überlieferung der Leiden Jesu Christi zurück und lässt sich in dessen Mysterium Caritatis Cruciatæ einordnen. Ich würde P. Reinischs Spiritualität aus dieser Zeit unter das Vorzeichen der mystischen Saat oder des prophetischen Weckrufes stellen. Denn ihr von Mystik und Prophetie durchdrungener Charakter war offensichtlich. Einige spezifische Formulierungen, die P. Reinisch in allen Meditationen wie einen roten Faden beachtete, möchte ich nun anführen: der homo novus (der Prophet), das Mysterium Ecclesiastikum (die

⁸⁶ Vgl. ebd. S. 97.

⁸⁷ Ebd. S. 104.

⁸⁸ Klaus Brantzen (Hrsg.), Pater Franz Reinisch. Märtyrer der Gewissenstreue, Bd. 2: Geheimnis der gekreuzigten Liebe. Meditationen in der Gefängniszelle. Niederschriften in den letzten Wochen vor seiner Enthauptung, Vallendar-Schönstatt 1987. Im Folgenden zitiert: K. Brantzen (Hrsg.), Geheimnis der gekreuzigten Liebe.

⁸⁹ W. Kordas, Mut zum Widerstand, S. 229-258.

Idealkirche), das Mysterium Marianum (die Immaculata) und die Inscriptio cordis in cor Jesu et Mariae (die Blankovollmacht). Diese spirituelle Grundlage diene P. Reinisch zur Forderung der antizipierenden Ziele in der Kirche und zum Protest gegen jegliche Mittelmäßigkeit im religiös-sittlichen Leben. Wenn ich P. Reinisch richtig verstehe, war er der Meinung, die Kirche sollte die Verfolgungszeit seitens des Nationalsozialismus dazu nutzen, dass ihren Gläubigen die Heiligkeit aufs Neue aufgeschlossen werde. P. Reinisch paraphrasierte eine Aussage von Pius XI., wenn er zum Schluss seiner Gefängnisbetrachtungen postulierte: „Wir leben in einer großen Zeit, in der hat niemand das Recht, mittelmäßig zu sein. Nun multa, sed multum. Nicht vielerlei, sonder viel. = Wenige, aber ganz gute.“⁹⁰ P. Reinischs neue spirituelle Geistestiefe aus der Brandenburger Gefängniszeit könnte man m.E. im Bekenntnis: „Paratum est cor meum!“⁹¹ zusammenfassen. Die Begründung für dieses Bekenntnis fand P. Reinisch beim hl. Johannes: „Eine größere Liebe hat niemand als der, der für seine Freunde sein Leben hingibt.“ (Joh 15,13). Den Schritt in den Tod hinein konnte er nur deshalb rechtfertigen, weil er als Pallottiner seine tiefste Argumentation aus der Spiritualität einlöste, der die Maxime „Caritas Christi urget me!“⁹² zu Grunde lag.

Die Spiritualität der äußersten Transparenz und der Prinzipien

Mit einigen in einem Satz zusammengefassten Ideen P. Reinischs möchte ich zum Schluss meines Referates die fordernde und zukunftsweisende Spiritualität des prophetisch kritischen Gewissenszeugnisses von P. Reinisch in Form von dessen brauchbaren Ratschlägen formulieren.

Die folgenden Imperative beziehen sich auf die Aussagen P. Reinischs und sind von mir so formuliert, wie ich das geistige Vermächtnis P. Reinischs für mein Leben als spirituelle Weisung zusammenfassen würde.

Sei nicht taubstumm gegen die Stimme des Gewissens.⁹³

Sorge um ein gutes Gewissen, wenn du immer Freude haben willst.⁹⁴

Habe niemals ein doppelzüngiges Gewissen.⁹⁵

Treffe Gewissensentscheidungen für die Ewigkeit.⁹⁶

Verstehe das Gewissen als die Warnungstafel: „Das Betreten dieses Weges ist verboten.“⁹⁷

⁹⁰ K. Brantzen (Hrsg.), Geheimnis der gekreuzigten Liebe, S. 102.

⁹¹ Ebd. S. 103.

⁹² Ebd. S. 105

⁹³ Vgl. F. Reinisch, Die Heilung des Taubstummen, S. 1, in: W. Kordas, Mut zum Widerstand, S. 312-313.

⁹⁴ Vgl. F. Reinisch, Servite Domino on laetitia, S. 2, in: Ebd. S. 313.

⁹⁵ Vgl. F. Reinisch, Staat und Bürger, S. 2, in: Ebd. S. 313.

⁹⁶ Vgl. F. Reinisch, Die Bedeutung dieses Erdenlebens, S. 2, in: Ebd. S. 313.

⁹⁷ Vgl. F. Reinisch, Die Bekehrung der Sünder, S. 1, in: Ebd. S. 313.

Harre auf dem einmal eingeschlagenen Weg mit unerschütterlicher Zähigkeit aus.⁹⁸
Fühle dich persönlich verantwortlich für deine Sendung.
Lass dich von der Pflicht erfassen, Christi Reich auf Erden aufzurichten.
Lass dein Blut nur aus Liebe und auf gottgewollte Weise vergießen.
Fühle dich immer frei als der wahre Mensch.
Sei innerlich immer wahr als der freie Mensch.
Nimm kein Blatt vor den Mund, wenn du die Wahrheit verkündest.
Verteidige bei deinen Antworten immer die Wahrheit und die Freiheit.
Gehe wegen deiner Gewissensüberzeugung frei in den Tod, wenn er unvermeidlich ist.
Sterbe für die Wahrheit.
Zeige dich stets als ein Mensch voll Hoheit und Würde.
Erkenne dein „Persönliches Ideal“.
Werde ein religiös-sittlicher Charaktermensch.
Vertrete den höchsten Radikalismus in der Durchführung der Gottesliebe.
Habe keine Feindschaft im Herzen.
Sei tolerant.
Erfülle deine Pflichten in allen Lagen des Lebens aus hochgradiger Gottesliebe heraus.
Sei in der Nachfolge Christi heroisch und treu.
Sei werktags heilig.
Vertrete eine „gesunde“ Missionshaltung.
Handle nach dem Maß der Sehnsucht.
Habe Achtung und Ehrfurcht vor dir selbst.
Sei nicht eigensinnig.
Bemühe dich, nach dem Willen Gottes zu handeln.
Betrachte deine Gaben als Aufgaben.
Glaube an den Endsieg, auch wenn du zu Grunde gehst.
Wirke apostolisch nach dem Maß der Selbstheiligung.
Suche deinen Wert nur bei Gott.
Verharre ständig im Besitz des göttlichen Lebensgrundes.
Lehne die Rassenlehre als die Irrlehre ab.
Führe ein ständiges Opferleben.
Erhebe dein Herz zu Gott, wenn du betest.
Ringe dich in die Absichten Gottes hinein, wenn du betest.
Ruhe in Gott, wenn du mit Gott redest.
Verleihe deinem Opfer einen Wert und einen Sinn.
Stimme deine Kräfte in der Gemeinschaft auf andere ab.
Lass dich binden, aber nur soweit es notwendig ist.
Gebrauche deine Freiheit, aber nur soweit es möglich ist.
Stehe zur Führung Marias.

⁹⁸ Vgl. K. Brantzen/M.J. Emge/K. Hagmann (Hrsg.), Geht hinaus in alle Welt!, S. 27. Die folgenden Imperative vgl. ebd. S. 31-156.

Lege Beweisgründe für deine Gewissensentscheidungen vor.⁹⁹
 Entscheide dich jeden Tag von Neuem für die frühere Grundentscheidung.
 Überwinde Versuchungen.
 Schau auf die Neugeburt des inneren Menschen.
 Verantwortete allein deine Gewissensentscheidungen.
 Sei deinem Gewissen treu, und du bist nicht ungehorsam deinen Oberen gegenüber.
 Fordere mehr Spielraum für die Freiheit des Gewissens, wenn man dir Kompromisse auferlegt.
 Tue den sittlichen Akt deiner Gewissensentscheidung aus überprüfter Überzeugung.
 Lerne deine Sendung am Beispiel der Geschichte des 12-Jährigen Jesus im Tempel (Lk 2,41-52).
 Tue dir mit den endgültigen Entschlüssen nicht allzu leicht.
 Nutze die dir aufgezwungenen Entscheidungen zu deinen freien Gewissensentscheidungen aus.
 Sei bereit, das Leiden auf dich zu nehmen.
 Vergiss nicht den Zusammenhang von Glaube und Sittlichkeit.
 Lehne das Antichristliche ganz ab.
 Achte bewusst auf deine Persönlichkeit.
 Wirke gegen die Entchristlichung des Volkes und die Verstaatlichung der Religion.
 Lerne den Umgang mit der Spannung zwischen gebundener Freiheit und freier Gebundenheit (Gehorsam).
 Stehe auf dem Standpunkt: „In disciplinis semper obedientia, in spiritualibus conscientia.“
 Akzeptiere keine Befehle in deinen Überzeugungsangelegenheiten.
 Protestiere gegen den Machtmissbrauch.
 Gib das lebendige Zeugnis für Christus ab.
 Überprüfe ständig, ob du nicht ungehorsam handelst.
 Sei religiös motiviert in den politischen Angelegenheiten.
 Verweise auf eine höhere Wirklichkeit.¹⁰⁰
 Verschenke deine Liebe maßlos.
 Werde niemals mutlos.
 Lass dich selbst ganz los.
 Trage dein Kreuz freiwillig.
 Sei arm im Geist (dingentbunden).
 Sei keusch im Geist (menschenentbunden).
 Sei gehorsam im Geist (gottgehörig).
 Sei ganz umgeformt in Gott.

⁹⁹ Vgl. K. Brantzen (Hrsg.), Im Angesicht des Todes, S. 19. Die folgenden Imperative vgl. ebd. S. 41-111.

¹⁰⁰ Vgl. K. Brantzen (Hrsg.), Geheimnis der gekreuzigten Liebe, S. 25. Die folgenden Imperative vgl. ebd., S. 28-105.

Murre nicht.
 Verzeihe alles allen.
 Betrachte dich Gott gegenüber als ein Werk seiner erbarmenden Liebe.
 Befolge den letzten Entscheid Jesu (Joh 19, 26-27).
 Horche ständig auf den „Wink“ Gottes hin.
 Gib dein Leben für andere hin.
 Vollbringe deine Aufgabe.
 Verherrliche Gott.
 Schau tief in die Absichten Gottes hinein.
 Betrachte Jesus und Maria als eine mystische Zweieinheit.
 Ziehe deine Aufgaben aus deinem Sein heraus.
 Suche die Frucht des Schmerzens.
 Bewahre das Glaubensverständnis von Gott, Christus, Mensch und Welt.
 Schaffe antizipierende Ideale.
 Beachte den Augenblickswert deiner Inscriptio.
 Erkenne den zeitgeschichtlichen Wert deiner Inscriptio.
 Setze ein prophetisches Symbol mit deiner Inscriptio ein.
 Setze dich für die religiös-sittliche Erneuerung der Welt ein.¹⁰¹
 Weiche nicht deiner inneren Stimme aus.
 Bete in schwierigen Situationen deines Lebens, dass der Wille Gottes geschehe.
 Lege keinen Wert auf den Dienst an einer nicht von Gott gewollten Autorität.
 Mögen deine Entschlüsse das Ergebnis des religiös gebildeten Gewissens sein.
 Wisse zu jeder Zeit, wem und wie du gehorchen sollst.
 Sei bereit zu den eindeutigen Antworten mit „Ja“ oder „Nein“.
 Gebrauche die „Waffen“ des Geistes und des Glaubens.
 Kämpfe um Prinzipien, die nicht zeitgebunden sind.
 Lebe nicht maßlos dahin.
 Weise von dir jedes Gefühl der Verbitterung ab.
 Reagiere auf die Schmähungen mit Ruhe und Gelassenheit.
 Bereite dich auf den Tod mit Beten, Beichten und Kommunizieren vor.

Der geistige Optimalismus P. Reinischs lässt uns sicherlich spüren, dass einige zeitgemäße Ziele der Geisteshaltung wie Muße, Gelassenheit und Zärtlichkeit bei der Spiritualität von P. Reinisch kaum Beachtung finden. Wir könnten versuchen, die uns gegebene Freiheit nach unseren Möglichkeiten einzulösen, um dann zu sehen, womit sich heutzutage die prophetisch zukunftsweisende Gewissens-Spiritualität von P. Franz Reinisch ergänzen lässt. Wer seine eigenen christlichen Geistespotentiale vervielfältigt, der verwirklicht somit seine eigene prophetische Sendung und trägt entscheidend zum Aufbau einer besseren Zukunft in Kirche und Welt.

¹⁰¹ Vgl. H. Kreuzberg, Franz Reinisch. Ein Martyrer unserer Zeit, S. 27. Die folgenden Imperative vgl. ebd., S. 33-147.

Bernd Biberger

GOTT ERFAHREN – BERUFUNG LEBEN



Der Autor: Bernd Biberger, Dr. theol., geb. 1966, Priester der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Mitglied des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester, Diözesanstandesleiter der Schönstatt-Mädchenjugend der Diözese Rottenburg-Stuttgart, zur Zeit Habilitand an der kath.-theol. Fakultät in Bonn im Fachbereich Altes Testament. Seit Oktober 2002 ist Bernd Biberger Mitglied im Redaktionsteam von REGNUM.

Gegenwärtig¹ steckt unsere Kirche in einem tiefgreifenden Umbruch. Die Anzeichen dafür sind mehr als offensichtlich, wobei sie in den verschiedenen Ländern der Erde sehr unterschiedlich aussehen. Die Symptome in Deutschland sind hinreichend bekannt: sinkender Gottesdienstbesuch, hoher Altersdurchschnitt in den Gottesdiensten, nachlassende Identifikation mit Kirche, sinkende Nachwuchszahlen in pastoralen Berufen und Ordensgemeinschaften, wenig Resonanz auf vielfältige Anstrengungen in den Gemeinden ... Wie aber reagiert „Kirche“ – und damit ist jetzt nicht nur die Amtskirche gemeint – auf diese Symptome?

Einige Reaktionen

Eine weitverbreitete Reaktion, auch von kirchlich engagierten Katholiken, ist die Forderung nach Aufhebung des Pflichtzölibats, nach dem Priestertum der Frau, nach mehr Demokratie in der Kirche. In erster Linie sind dies Forderungen nach Strukturreformen. Ob dies jedoch die richtige Antwort ist, kann man in Frage stellen. In den evangelischen Kirchen sind diese Strukturen eingeführt, doch die Grundsituation, die aktive Beteiligung am Glaubensleben, entspricht dennoch derjenigen in der katholischen Kirche. Die Antwort auf die aktuelle Glaubenssituation muss deshalb tiefer gehen als Strukturreformen.²

Eine andere Antwort war der Versuch, durch gezielte Veranstaltungen junge Menschen anzusprechen und sie zum Nachdenken über einen jungfräulichen Lebensweg anzuregen. Dieser Versuch war jedoch nicht sehr erfolgreich. Viele Veranstaltungen dieser Art fielen aus Mangel an Interesse aus. Wenn junge Menschen

¹ Dieses Referat wurde auf dem Triduum zum 31. Mai am 27. Mai 2002 in Stuttgart-Freiberg gehalten. Für die Veröffentlichung wurde es überarbeitet.

² Damit soll keineswegs die grundsätzliche Diskussion um Strukturreformen abgeblockt werden.

sich grundsätzlich nicht vorstellen können, einen solchen Lebensweg einzuschlagen, dann werden sie auch nicht zu Besinnungstagen kommen.

Viele Diözesen antworten im Moment auf die Situation dadurch, dass Seelsorgeeinheiten entstehen, d.h. Gemeinden bleiben einerseits eigenständig, werden aber andererseits zur Kooperation aufgefordert und einem gemeinsamen Pastoralteam zugeordnet. Auch das ist zunächst einmal eine Strukturreform, die als solche notwendig ist, denn eigentlich kann es keine Pfarrei geben, in der kein Priester wirkt. Doch ist diese Strukturreform als *alleinige* Antwort wohl nicht ausreichend. Diese Reform bedeutet gleichzeitig, dass Priester und pastorale Mitarbeiter für immer mehr Menschen zuständig werden und dadurch persönliche Kontakte seelsorgerlicher Art immer schwieriger werden. Ein Priester meinte kürzlich: „Bei 100 Erstkommunionkindern fange ich gar nicht erst an, die Namen zu lernen.“ Natürlich birgt die Kooperation in Seelsorgeeinheiten auch Chancen. So lässt sich z.B. die Begleitung ehrenamtlicher Mitarbeiter wesentlich leichter gestalten. Ob jedoch die Glaubenssituation als solche damit verändert wird, darf zumindest in Frage gestellt werden.

In vielen Diözesen wird verstärkt auf die ehrenamtliche Mitarbeit der Gemeindeglieder gesetzt. Der Ansatz als solcher ist zunächst positiv zu sehen. In jedem Getauften hat Gottes Geist seine Gaben und Charismen hineingelegt. So ist auch jeder zum Aufbau der Gemeinde eingeladen. Im Übrigen ist die steigende Verantwortung der Laien durchaus in Sinne Joseph Kentenichs, wenn man bedenkt, dass er schon lange vor dem Konzil als Leitungsprinzip ausgegeben hat, dass eine Gemeinschaft durch eigene Mitglieder geleitet wird, also z.B. die Mütter durch die Diözesanträgerin, die Jungmänner durch den Diözesanführer, die Familien durch die Diözesanführerfamilie. Entsprechendes gilt für Bundes- und Verbandsgemeinschaften. Gleichzeitig jedoch stellen wir fest, dass immer weniger Gemeindeglieder bereit sind, sich in die Gemeindegliederarbeit einzubringen. Auch hier ist die Bindungsbereitschaft für eine kontinuierliche Mitarbeit gesunken. Im Sinne der kirchlichen Verantwortung für die Familien kann es nicht angehen, dass die wenigen, die bereit sind, mit immer mehr Aufgaben zugedeckt werden. Wir stoßen hier also sehr schnell an Grenzen.

In allen diesen Antwortversuchen steckt etwas richtiges und wertvolles, doch scheinen sie nicht tief genug zu gehen. Mir kommt es manchmal vor, als ob wir Kopfschmerzen, die durch einen Tumor verursacht sind, mit Aspirin behandeln. Doch wie kann eine mögliche, tiefergehende Antwort aussehen?

Unsere gegenwärtige Situation im Vergleich zu früheren Situationen

So bedrängend die gegenwärtige Situation für uns ist, prinzipiell gesehen hat es vergleichbare Situationen immer wieder gegeben. Das zeigt sich schon daran, dass Joseph Kentenich die Gründung seiner Bewegung als Antwort auf die Zeitsituation sieht, ähnlich wie die Gründung der benediktinischen, der franziskanischen und der ignatianischen Bewegung eine Antwort auf deren Zeitsituation war. Natürlich sind die Gegebenheiten nicht eins zu eins aufeinander übertragbar. Jede Zeit hat ihre ei-

genen Akzentsetzungen. Der Grundzug jedoch, die zunehmende Distanzierung zum konkreten biblischen bzw. christlichen Glauben findet sich in allen Epochen. Sie findet sich sogar schon im biblischen Zeitalter.

Bereits im Alten Testament geht es immer wieder um die Frage, warum das Volk Israel sich von JHWH abgewandt hat, obwohl dieser doch so wunderbar an seinem Volk gehandelt hat. Einer dieser Texte, die sich mit dieser Frage beschäftigen, ist Ri 2,6-19.³ Voraus ging dem Text ursprünglich die Erzählung über die Landnahme und die Verteilung des Landes unter den Stämmen (vgl. Jos 21).

Dieser Text steht am Anfang des Richterbuches.⁴ Er bietet eine allgemeine Deutung der in den weiteren Kapiteln folgenden Erzählungen, wie JHWH sein Volk durch die Richter immer wieder aus großer Notsituation errettet. Ihn beschäftigt die Frage, wie es überhaupt zu einer solchen Notsituation kommen konnte. Seine besondere Bedeutung bekommt der Text darüber hinaus, dass er am Anfang der Erzählungen über die Zeit im Land steht. Mit anderen Worten: Die Deutung, die er bietet, gilt auch für die anschließende Königszeit, ja für die gesamte Zeit zwischen der Landnahme und dem Landverlust durch das Exil. Was erfahren wir aus dem Text?

- Die Generation, die JHWH aus Ägypten herausgeführt hat, ist gestorben (Ri 2,6-10).
- Die Nachkommen wenden sich von JHWH ab und anderen Göttern zu (Ri 2,11-13).
- JHWH schickt die Richter als Retter (Ri 2,16.18).
- Für eine gewisse Zeit hält das Volk wieder zu JHWH, doch nach dem Tod des Richters wendet es sich wieder vom ihm ab und treibt es noch schlimmer als ihre Väter (Ri 2,19). Diese Bemerkung ist insofern wichtig, als mit dem Tod des Richters ein Einschnitt erfolgt.

Den Grund für dieses Abwenden finden wir in v.10: „Auch seine [Josuas] ganze Generation wurde mit ihren Vätern vereint, und nach ihnen kam eine andere Generation, die den Herrn und die Taten, die er für Israel vollbracht hatte, nicht mehr kannte.“ Dieses Nicht-Mehr-Kennen bedeutet keineswegs, dass diese neue Generation, die im Land herangewachsen ist, nichts von den wunderbaren Geschehnissen um den Auszug aus Ägypten, der Wüstenwanderung und der Landnahme weiß, denn das würde ja bedeuten, dass die ältere Generation nichts davon erzählt hätte. Vielmehr hat „Kennen“ im Alten Testament nicht nur mit Wissen, sondern auch und vor allem immer etwas mit der konkreten Erfahrung im eigenen Leben zu tun. Mit anderen Worten: Diese Generation, die im Land herangewachsen ist, weiß sehr wohl aus den Erzählungen der Eltern, was Gott an ihnen getan hat, aber sie hat diese Wirksamkeit im eigenen Leben bisher nicht erfahren, oder sagen wir besser: nicht entdeckt. Diese neue Generation ist keineswegs unreligiös – einmal abgesehen davon, dass das im Alten Orient gar nicht vorstellbar war. Vielmehr sucht sie ih-

³ Ri 2,6-3,6 ist neben den Kundschaftererzählungen, Ez 20, Neh 9, 1 Sam 12,6-12 und Ps 78 ein für die Frage nach dem Verhältnis der Generationen zentraler Text, den ich in meiner Dissertation bearbeitet habe.

⁴ Das Richterbuch wird auf zweifache Weise eingeleitet: durch Ri 1,1-2,5 und 2,6-3,6.

re „religiösen“ Antworten nicht mehr bei JHWH, sondern bei anderen Göttern, denen sie in ihrem Umfeld ja zuhauf begegnet. Irgendwann jedoch gerät diese Generation in eine neuerliche Bedrängnis, die der ihrer Vorfahren nicht unähnlich ist: damals die Sklaverei und Unterdrückung durch Ägypten, jetzt die Bedrohung und Unterdrückung durch andere Völker. Interessanterweise verwendet der hebräische Text für das Klagen über die Unterdrücker in v.18 dasselbe Wort wie in der Exoduserzählung (vgl. Ex 2,24; 6,5). Dieses Wort drückt keineswegs ein Klagen aus, in dem das Volk zu JHWH ruft, sondern einfach ein Stöhnen, das sich an kein konkretes Gegenüber richtet, auch nicht an Gott. In dieser Not erfährt diese Generation dann seinen bisher nicht beachteten Gott als Retter, konkret durch die Gestalt eines Richters. Ab dem Moment, in dem diese Generation JHWH in seinem Leben erfahren und entdeckt hat, steht es treu zu ihm. Wenn jedoch der Richter, der durch seine Person schon mahnende Erinnerung ist, stirbt, geht es wieder von vorne los. Mit dem Richter sterben ja auch die, die die Erfahrung Gottes in ihrem Leben gemacht haben, und es wächst eine neue Generation heran, die die Taten Gottes wiederum nur aus dem Erzählen, nicht aber aus der eigenen Lebenserfahrung kennt. Der Kreislauf beginnt von neuem.

Hier liegt meines Erachtens nach der hermeneutische Schlüssel, mit dem wir unsere gegenwärtige Situation deuten können. Unsere Situation ist mit der in Ri 2 geschilderten durchaus vergleichbar:

- Der Kreis, der Gottes Handeln nicht nur aus geschichtlicher Erinnerung kennt, sondern im eigenen Leben erfahren hat, wird immer kleiner. Der Kreis hingegen, der diese Erfahrung nicht gemacht bzw. Gott nicht im eigenen Leben entdeckt hat, wird immer größer.
- Dieser zweite Kreis sucht bzw. schafft sich seine eigenen Götter, und zwar in verschiedenen Richtungen: Die einen lösen materielle oder ideelle Werte aus dem organischen Zusammenhang, verabsolutieren sie und räumen ihnen den ersten Platz in ihrem Leben ein. Die anderen hingegen suchen sich aus den verschiedenen Angeboten das zusammen, was sie anspricht. Dabei sind beide Gruppen keineswegs a-religiös. Der Rummel um den Fußball bspw. ist inzwischen mit einem Kult vergleichbar. Für manche Menschen ist ihr Lieblingsverein zum zentralen Lebensinhalt, der samstägliche Besuch im Stadion gewissermaßen zum Gottesdienst geworden.

Die grundsätzliche Antwort aus Ri 2, warum die jüngere Generation sich von JHWH abwendet, gilt auch für unsere Situation: Immer weniger Menschen machen die konkrete Erfahrung, dass Gott in ihrem Leben wirkt. Der Gott des Lebens verkommt so zu einem Gott der geschichtlichen Vergangenheit: Was da erzählt wird, ist lange vergangen und betrifft mich nicht. Der Gott des Lebens verkommt zu einer Idee: Dass es einen Gott gibt, ist für die wenigsten die Frage. Aber er hat mit dem eigenen Leben nichts zu tun. Der Gott des Lebens wird verallgemeinert und unpersönlich: Gott hat die Welt erlöst. Aber dass das auch bedeutet: Gott hat mich erlöst, mich persönlich, mich, der ich als Individuum lebe, mich mit meiner Geschichte, das ist für die meisten Menschen heute keine Lebenswirklichkeit mehr.

Wenn ich sage: Immer weniger Menschen machen die konkrete Erfahrung, dass Gott in ihrem Leben wirkt, dann bedeutet das nicht, dass Gott nicht wirkt, sondern dass diese Menschen nicht erkennen, wie er wirkt, ihn nicht entdecken können, nicht gelernt haben, sein Wirken zu deuten.

Wenn wir also nach einer Antwort auf die heutige Glaubenssituation fragen, die nicht nur an der Oberfläche von Strukturreformen bleibt, dann folgt aus dem Vergleich mit den biblischen Überlegungen: Wir müssen einen Weg beschreiten, der Menschen hilft, wieder das Wirken Gottes in ihrem eigenen Leben zu erkennen, wieder zu entdecken, was Gott mit ihnen persönlich zu tun hat.

Für diese Überlegung lässt sich eine Gegenprobe durchführen. Wir stellen fest, dass es immer weniger junge Menschen gibt, die Priester oder Mitglied in einer religiösen Gemeinschaft werden wollen. Woher kommen die Berufungen zu einem solchen Lebensweg? Normalerweise aus einem Umfeld, in dem der Glaube an Gott intensiv gelebt wird oder zumindest eine wichtige Rolle spielt. Ich betone „normalerweise“, weil Gott natürlich auch auf anderen Wegen berufen kann. Wenn es aber dieses Umfeld nicht gibt, wie soll ein junger Mensch, der nie entdeckt hat, dass Gott in seinem Leben wirkt, sich die Frage stellen, ob Gott ihn zu einem solchen Lebensweg berufen hat? Also müssen wir an diesem Umfeld ansetzen. Die Folge: Wenn wir Berufungen zum Priestertum oder zum Leben in einer religiösen Gemeinschaft wollen, dann müssen wir etwas dafür tun, dass Menschen Gott in ihrem eigenen Leben wieder entdecken.

Gott im eigenen Leben entdecken

Doch wie können Menschen wieder Gott in ihrem eigenen Leben entdecken? Auch in dieser Überlegung kann uns die Heilige Schrift anregen. 1 Sam 3,1-10 erzählt von der Berufung Samuels. Was passiert in dieser Erzählung? Gott ruft Samuel, aber Samuel ist der Meinung, Eli habe ihn gerufen. Wie kommt es zu dieser Verwechslung? Der Text gibt eine Antwort: „Samuel kannte den Herrn noch nicht, und das Wort des Herrn war ihm noch nicht offenbart worden.“ Wiederum bedeutet die Rede vom Nicht-Kennen nicht, dass Samuel nicht weiß, dass es einen Gott gibt und wer dieser Gott. Schließlich tut er Tempeldienst, nimmt also am Gottesdienst für diesen Gott eine aktive Rolle ein. Wie schon in Ri 2,10 besagt der Text also: Samuel hat bisher noch keine Erfahrung gemacht, wie Gott in seinem eigenen Leben wirkt. Was geschieht, damit Samuel sich doch für Gott öffnen kann? Es braucht den Eli, den alten Priester, der diese Erfahrung schon oft gemacht hat. Eli ist es, der dem Samuel das Rufen Gottes deutet und ihm sagt, was jetzt zu tun ist. Damit Samuel seine Berufung erkennen kann, braucht es jemandem, der ihm hilft, dieses Ereignis zu deuten. Auf diese Weise lernt Samuel, Gottes Wirken im eigenen Leben und nicht nur abstrakt in der Geschichte seines Volkes zu entdecken.

Menschen lernen Gott im eigenen Leben zu entdecken, wenn andere, die schon diese Erfahrung gemacht haben, ihnen helfen, ihre Erlebnisse auf Gott hin zu deuten. Es braucht sozusagen Eli-Gestalten. Unsere Antwort auf die gegenwärtige

Glaubenssituation lautet also: Wir sollen Eli-Gestalten werden, die mithelfen, dass andere Gott in ihrem Leben entdecken können.

Der praktische Vorsehungsglaube

Wie sieht das konkret aus, Gott im eigenen Leben zu entdecken? Als Schönstatt-Bewegung ist uns dieses Thema eigentlich nicht fremd, zumindest theoretisch. Der praktisch gelebte Vorsehungsglaube ist einer der wichtigsten Grundzüge, die Joseph Kantenich prophetisch in seine Gründung hineingegeben hat. Der praktisch gelebte Vorsehungsglaube ist ja nichts anderes als die konkrete Suche nach dem, was Gott mir durch die Ereignisse sagen möchte. Als Schönstatt-Bewegung haben wir also im Grunde genommen das Know-how schon parat, mit dem wir Antwort geben können auf die gegenwärtige Situation.

Den Praktischen Vorsehungsglauben für sich selbst zu praktizieren ist das eine, darüber ins Gespräch zu kommen ist etwas ganz anderes. Wir tun uns heutzutage schwer, miteinander über unseren Glauben zu sprechen. Das Erzählen persönlicher Glaubenserlebnisse ist für viele heutzutage ein Tabu-Thema. Der Bereich persönlicher Glaubenserlebnisse ist nicht selten intimer als der Bereich der Sexualität. Was ich fühle, was sich in mir tut, was mich bewegt, das geht nur mich etwas an, das teile ich bestenfalls ausgesuchten Personen mit.

Dahinter steckt nicht selten Angst, und zwar Angst in zweifacher Hinsicht. Das, was in meinem Innersten vorgeht, das ist etwas Heiliges. Dieses Heilige will davor geschützt werden, lächerlich gemacht zu werden. Missachtung dieses Heiligen führt zu tiefsten Verletzungen. Außerdem wird der, der sein Innerstes preis gibt, angreifbar. Diese Blöße will man sich aber nicht geben.

Dazu kommt, dass Glaubenserfahrungen nicht objektiv sind. Es geht um Frage, wo Gott *mir* begegnet ist. Andere mögen das anders sehen. Persönliche Glaubenserfahrungen haben keinen Anspruch darauf, dass sie allgemein gültig sind. Gerade im Glaubensbereich wird zur Zeit möglichst vermieden, was den Anschein erwecken könnte, dass es auch Norm für andere sein könnte.

Diese Schwierigkeit, miteinander über persönliche Glaubenserfahrungen ins Gespräch zu kommen, ist in weiten Kreisen verbreitet. Sogar Priester haben hier Probleme, sobald die Gesprächsrunde über den engsten Vertrautenkreis hinaus geht. Sehr schnell ist *man* da auf der „objektiven“ Reflexionsebene, bei einer allgemeinen Problemanalyse, die wenig mit dem eigenen Leben zu tun hat.

Dass hier eine große Not besteht, darauf hat auch der Rottenburger Bischof Gebhard Fürst in seinem Hirtenbrief zur Fastenzeit 2002 hingewiesen und die Gemeinden eingeladen, über Glaubenserfahrungen ins Gespräch zu kommen: „Haben Sie den Mut, einander ebenso von den schweren und wie auch von den ermutigenden Erfahrungen im Glauben zu berichten, entwickeln Sie Vertrauen, sich Ihre

Glaubensgeschichten zu erzählen! Wo, wenn nicht in unseren Gemeinden sollten solche Orte des Vertrauens möglich sein.⁵

Wenn wir also Eli-Gestalten werden wollen, die anderen helfen, Gott im eigenen Leben zu entdecken, dann müssen wir zuerst eine Offenheit entwickeln, über unsere eigenen Erfahrungen ins Gespräch zu kommen.

Berufen zur Gemeinschaft mit Christus – als neue Menschen leben

Unser Ansatzpunkt war: Ein junger Mensch wird sich nur dann die Frage nach einer Berufung zum Priestertum oder zum Leben in einer religiösen Gemeinschaft stellen, wenn er vorher schon entdeckt hat, wie Gott in seinem Leben wirkt. Dazu aber gehört ein Umfeld von Menschen, die persönliche Gotteserfahrungen gemacht haben.

Wir könnten denselben Ansatzpunkt auch anders formulieren: Berufungen zum Priester- oder Ordensberuf wachsen nur in einem Umfeld, wo Menschen sich ihrer eigenen Berufung als Christen bewusst sind, also bewusst als Christen leben. Das sind zwei Seiten derselben Medaille. Auch diese zweite Seite soll noch kurz ange-dacht werden.

Wenn das Neue Testament von Berufung spricht, dann geht es nicht in erster Linie um die Berufung zu einer bestimmten Aufgabe oder zu einer bestimmten Lebensweise (das gibt es auch, z.B. Apg 13,2; Röm 1,1; Gal 1,1), sondern dann geht es zunächst einmal um die Berufung zur Gemeinschaft mit Jesus Christus. Bspw. schreibt Paulus seinen ersten Korintherbrief „an die Kirche Gottes, die in Korinth ist, an die Geheiligten in Christus Jesus, berufen als Heilige mit allen, die den Namen Jesu Christi, unseres Herrn, überall anrufen, bei ihnen und bei uns“ (1 Kor 1,2). Als „Berufene“ bezeichnet Paulus zunächst einmal die Christen überhaupt. Wozu diese berufen sind, das wird wenige Verse später deutlich: „Treu ist Gott, durch den ihr berufen worden seid zur Gemeinschaft mit seinem Sohn Jesus Christus, unserem Herrn“ (1 Kor 1,9). Unserer Taufe, durch die wir in die Gemeinschaft mit Jesus Christus hineingenommen werden, geht also die Berufung zu dieser Gemeinschaft durch Gott voran. Das erinnert daran, dass im Alten Testament das Volk Israel immer wieder als das auserwählte Volk bezeichnet wird. Berufung, Erwählung im biblischen Sinn ist ein Herausheben aus der Welt durch Gott. Der Berufene bzw. Erwählte tritt in eine besondere Gemeinschaft mit Gott hinein. Gleichzeitig ist dies verbunden mit der Aufforderung, das eigene Leben entsprechend zu gestalten. Gemeinschaft mit Gott will in der Art und Weise, wie wir leben, uns verhalten, miteinander umgehen sichtbar werden. Dazu mahnen im Alten Testament das Gesetz und die Propheten, im Neuen Testament die Evangelien und vor allem die Briefe des Paulus. Im Sinne des Neuen Testaments sind wir zur Gemeinschaft mit Jesus

⁵ Bischof Dr. Gebhard Fürst, „Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt!“ (Mt 28,20b). Vom Licht und von der Kraft des Glaubens in schwieriger Zeit. Hirtenbrief an die Gemeinden der Diözese Rottenburg-Stuttgart zur österlichen Bußzeit 2002, in: Kirchliches Amtsblatt für die Diözese Rottenburg-Stuttgart 47/2 (2002), 15.

Christus berufen, um mit ihm als neue Menschen zu leben. Paulus kann immer wieder den Gedanken formulieren: Wir sind zwar in der Welt, aber nicht von der Welt.

Dieses Bewusstsein, dass Taufe eine Berufung darstellt, die gleichzeitig zu einer christusgemäßen Lebensweise herausfordert, ist jedoch bei den wenigsten Getauften in unseren Breitengraden vorhanden. Es mag vielleicht zum einen deshalb verloren gegangen sein, weil in einer Gesellschaft, die nur aus Herausgerufenen (= Getauften) besteht, das herausgerufen Sein durch die Taufe nicht mehr sichtbar wird. Zum anderen erschienen in einer so geprägten Gesellschaft vor allem die Priester und Ordensleute als Herausgerufene, da sie sich durch ihre Aufgabe und ihre Lebensform vom restlichen Volk der Getauften abhoben.

Auf diesem Hintergrund könnte unsere Antwort auf die gegenwärtige Glaubenssituation auch so formuliert werden: Gott will uns einladen, unsere Berufung als Getaufte neu ernst zu nehmen und als neue Menschen, die in ihm und nicht in der Welt verwurzelt sind, zu leben.

Der Gedanke, dass Taufe Berufung ist, ist in den letzten Jahrzehnten verstärkt wieder ins Bewusstsein getreten. Doch scheint er vor allem in den Strukturdiskussionen zu leben und weniger in der Art und Weise, wie wir unser Leben gestalten. Die geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen bilden hier ein Gegengewicht.

Das Persönliche Ideal – individuelle Berufung

Joseph Kantenich hat diesen Akzent, dass jeder Getaufte ein Berufener ist, auf originelle Weise weiterentwickelt, und zwar in der Idealpädagogik. Er geht davon aus, dass Gott in jedem Getauften eine individuelle Berufung hineingelegt hat. Diese gilt es zu entdecken. Dazu bedarf es zunächst eines Prozesses der Selbstfindung. Wer bin ich? Was zeichnet mich aus? Was sind meine individuellen Züge? Wo liegen meine Vorlieben und Stärken, wo meine Abneigungen und Schwächen? Was spricht mich in meiner Seele besonders an? Dieser Prozess der Selbstfindung verdichtet sich schließlich in der Suche nach dem Persönlichen Ideal. Im Persönlichen Ideal spitzt sich sozusagen die Antwort zu auf die Frage: Wer bin ich in den Augen Gottes? Das Persönliche Ideal kann ein Satz sein, ein Wort, ein Bibelzitat, ein Bild. Statt Persönliches Ideal kann man auch sagen: Welchen Gedanken hat Gott in mich hineingelegt? Manche sprechen vom Code, den Gott in jeden Menschen hineingelegt hat. Im Persönlichen Ideal ist die eigene persönliche Mitte ausgedrückt. Dieses Persönliche Ideal ist nicht einfach eine schöne Formulierung – das hoffentlich auch –, sondern es ist der Orientierungspunkt, der mir in meiner Lebensgestaltung, in den Schwerpunkten, die ich setze, die Richtung weist. Die eigene Berufung im Sinne des Persönlichen Ideals zu entdecken hat dann nicht unbedingt etwas mit der Wahl des Berufs oder der Lebensform zu tun, wie sich das vom herkömmlichen Verständnis von Berufung in Bezug auf Priester- oder Ordensberuf nahe legt, sondern es geht um die Verwirklichung meines innersten Kerns. Es geht um Selbstverwirklichung im guten Sinn. Es geht darum, wie ich meine Berufung, als neuer Mensch zu leben, umsetze. Das kann dann natürlich Auswirkungen haben auf die Wahl des Berufes oder der Lebensform, aber es muss es nicht.

Berufen zur Ehe

Auf der Grundlage, dass alle Getauften Berufene sind, und auf dem Hintergrund unserer gesellschaftlichen Situation erhält neben der Berufung zum jungfräulichen Lebensweg auch der eheliche Lebensweg ein neues Gewicht. In einer Gesellschaft, in der die eheliche Bindung mehr und mehr an Bedeutung verliert und in der zwar Treue als Wert nach wie vor hochgehalten, aber nicht mehr als lebenslange Treue der Partner verstanden wird, sondern nur für die Zeit gilt, so lange die beiden zusammen sind, bekommt auch die christliche Form des Ehelebens einen neuen, besonderen Zeichencharakter. Ehepaare, die sich bewusst entschieden haben, ihre eheliche Gemeinschaft im biblisch-christlichen Sinn zu gestalten, setzen ein Gegengewicht zur gegenwärtigen Entwicklung und verkünden auf ihre Weise die christliche Botschaft. In diesem Sinn war die Gründung eines Säkularinstituts für Ehepaare durch Joseph Kentenich prophetisch, so prophetisch, dass die kirchliche Gesetzgebung sich bis heute noch nicht vorstellen kann, dass Ehepaare in einem Säkularinstitut zusammengeschlossen sein können, denn ein jungfräulicher Lebensstil wird nach wie vor mit der Ehelosigkeit, nicht jedoch mit einem Lebensstil gemäß den kirchlichen Ehevorstellungen verbunden. Christlich lebende Ehepaare sind in diesem Sinn also nicht mehr die anderen, die halt heiraten, weil es so in der ganzen Gesellschaft üblich ist, sondern zwei Menschen, die berufen sind, auf ihre Weise Zeugnis für Christus, der im Sakrament der Ehe sichtbar wird, abzulegen.

In einem Umfeld, in dem Menschen ihre Berufung, als neue Menschen zu leben, neu entdecken und umsetzen, in einem Umfeld, in dem Menschen nach ihrer persönlichen Berufung, nach ihrem inneren Kern, den Gott in sie hineingelegt hat, nach ihrem Persönlichen Ideal fragen, in einem Umfeld, in dem Leben in der Ehe als eine Berufung Gottes neu wert geschätzt wird, in einem solchen Umfeld können dann auch junge Menschen sich die Frage stellen, ob Gott sie zum Priestertum, zum Leben in einer religiösen Gemeinschaft berufen hat. In einem Umfeld jedoch, in dem die Bindung an Jesus Christus und an die Kirche immer geringer wird, werden immer weniger junge Menschen sich diese Frage stellen, und die, die es doch tun, erfahren schon im familiären Umfeld nicht selten statt Unterstützung Widerstand und Ablehnung.

Gott erfahren – Berufung leben

Gott erfahren – Berufung leben: Nur wer Gott in seinem eigenen Leben entdeckt, kann seine Berufung als neuer Mensch leben. Nur wer seine Berufung als neuer Mensch lebt, wird sich auf die Suche nach Gott im eigenen Leben machen. Nur in einem Umfeld, in dem Menschen nach Gott suchen und so ihre Berufung als Christen leben, wird es Menschen geben, die sich auf den Weg in einen kirchlichen oder geistlichen Beruf machen und auf diese Weise dem Aufbau und der Begleitung der Gemeinschaft der Berufenen dienen.

Elisabeth Hurth
UM HIMMELS WILLEN
EINE ORDENSFRAU ALS FERNSEHHELDIN



Die Autorin: Elisabeth Hurth, geb. 1961, Studium der Amerikanistik, Germanistik und katholischen Theologie in Mainz und Boston, PhD 1988 in American Studies in Boston, Promotion 1992 in Germanistik in Mainz. Sie ist Dozentin, Lerntherapeutin und Publizistin in Wiesbaden.

Im deutschen Fernsehen kommt es in diesen Monaten zu einem Wiedersehen mit einer beliebten Serie, in der eine patente Nonne die Hauptrolle spielt: „Um Himmels Willen“ (ARD) ging in die zweite Staffel und knüpfte nahtlos an den Erfolg des Vorjahres an - mit bis zu sieben Millionen Zuschauern pro Folge. Die Serienheldin Lotte (dargestellt von Jutta Speidel) hat alles, was die Aufmerksamkeit von Zuschauern weckt, die sonst nichts mit Nonnen zu tun haben. Sie ist resolut und selbstbewusst, redegewandt und vorlaut und tilgt munter und beherzt alle Widersprüche.

Die Zuschauer stellen sich Ordensfrauen zumeist als ferne, fremde Wesen vor, mit denen man im Alltag keine Berührungspunkte hat. Die ARD-Serie beweist das Gegenteil. Schwester Lotte ist eine energische Frau, die zupackt und keinem eine Antwort schuldig bleibt. „Man muss“, so Lotte, „die Situation nur ein bisschen aufmischen und den Rest dem lieben Gott überlassen.“ In der Tat, die couragierte Ordensfrau wirbelt das zu Zwecken der Unterhaltung erfundene Leben kräftig durcheinander, ist ständig auf Achse, immer besorgt um ihre Schaflein, voller Mitgefühl für die Beladenen und stets bereit gegen soziale Ungerechtigkeiten aufzustehen.

Die erste Staffel der Serie profilierte Schwester Lotte als Gegenspielerin eines Bürgermeisters und variierte so das „Don Camillo und Peppone“-Schema. Als Dona Camilla verteidigte Schwester Lotte im idyllischen Kaltenthal ihr Kleinstadtkloster und tackerte ihren Widersacher Bürgermeister Wöllner (glänzend dargestellt von Fritz Wepper) mit geistlichem (und natürlich auch weiblichem) Charme in Grund und Boden. Die letzte Folge der ersten Staffel bot noch einmal manche Überraschungen: Lotte wurde zur Bürgermeisterin gewählt, ihr Gegenspieler Wöllner gab sich kurzzeitig der Verwahrlosung und dem Alkohol hin. 7,52 Millionen Zuschauer schalteten dabei ein - ein Erfolg, der zur Fortsetzung der Serie beitrug. In der zweiten Staffel muss Lotte nun ihre Aufgabe in der irdischen Welt erfüllen. Religion und Staat sind fortan in Kaltenthal nicht mehr getrennt. Lotte muss das Amt des Bürgermeisters ausführen und sich ständig gegen den Ex-Bürgermeister durchsetzen, der ihr das Amt bei jeder Gelegenheit streitig macht und Steine in den Weg legt.

Fernsehnnonne - eine TV-Rolle mit Tradition

Die Produzentin Claudia Sihler verrät im ARD-Begleitheft zur Serie, man habe nach einem „originellen, im Fernsehen noch nicht verbrauchten Milieu“ gesucht. Originell sind die Geschichten um die wehrhafte Nonne Lotte jedoch keineswegs. Nonnen als Serien- oder Filmheldinnen sind schon längst im Fernsehen Gemeingut. Fred Zinnemanns hervorragend inszenierter Film „Geschichte einer Nonne“ von 1959 mit Audrey Hepburn in der Hauptrolle vermittelte weniger die Spiritualität monastischer Lebensformen als vielmehr die Geschichte einer religiösen Suche, die zurück in die Welt führt. Ähnlich trat 1993 Maria Schell in dem ARD-Vierteiler „Nach langer Zeit“ auf. Als Ordensschwester Maria, die ihr Kloster in Kanada verlässt, wird sie mit dem weltlichen Leben konfrontiert. Den umgekehrten Weg ging die Schauspielerin Kathrin Kühnel im Fernsehfilm „Die Novizin“, den das ZDF im Dezember 2002 ausstrahlte. Eine 23-Jährige studiert Jura und soll eines Tages in die Fußstapfen ihres Vaters treten. Aber sie erfüllt den Wunsch des Vaters nicht. Nonnenschleier statt Anwaltstalar - die 23-Jährige stellt (fast) aus heiterem Himmel ihr Leben völlig auf den Kopf und gibt am Ende trotz Bauchnabelpiercing und sympathischem Freund eine ganz brauchbare Novizin ab.

Über Ingrid Bergmann in „Die Glocken von St. Marien“ schrieb die Presse einst, sie sei „von schönem Ernst, strahlender Schönheit und frommer Milde“ - das perfekte Bild einer idealisierten Nonne. Die aktuellen Fernsehnonnen sind anders. Das Paradebeispiel bietet die Serie „Wie gut, dass es Maria gibt“, die das ZDF im September 1990 startete und im letzten Jahr im Vormittagsprogramm bereits zum dritten Mal wiederholte. Eine Nonne (dargestellt von Thekla Carola Wied), promovierte Physikerin und Mathematikerin, bislang im Lehramt auf dem Land eingesetzt, wird nach Berlin-Lichterfelde berufen, um sich dort an der Seite eines Dekans und eines Kaplans um eine schwierige Gemeinde zu kümmern. Der quirligen Nonne ist nichts Wirkliches fremd. Sie setzt sich für Strafgefangene ein, holt Prostituierte aus dem Milieu am Bahnhof Zoo, macht aus einem Bordell ein Heim für Mittellose und spricht schließlich auch noch das Wort zum Sonntag. So entsteht das Bild einer starken Frau, bei der das Ordenskleid oft nur Nebensache ist.

Eine solche Superwoman im Nonnendress ist auch Schwester Lotte. In ihrer Unangepasstheit ähnelt sie Hollywoods „Sister Act“, hat aber keine tanzenden und singenden Nonnen um sich, sondern muss sich gegen alle möglichen Gegenspieler und Widrigkeiten durchsetzen. Mit Erfolg. Lotte stürzt politische Pläne des Ex-Bürgermeisters um, löst Kriminalfälle, schlichtet Familienstreitigkeiten und kittet Freundschaften und Ehen. Kurzum: Schwester Lotte ist das Musterexemplar einer geistlichen Alleskönnerin. Kein Problem bleibt am Ende offen und ungelöst. Lotte behauptet sich auch unter größten Schwierigkeiten und setzt sich gewitzt durch.

Gleich in der ersten Folge der zweiten Staffel muss sich Lotte von dem ihr wohlgesonnenen Wachtmeister Meier sagen lassen, dass sie „auf allen Hochzeiten tanze“. Als Bürgermeisterin, Wallfahrtsveranstalterin, Seminarleiterin und Kräutergeistproduzentin hat Lotte wahrlich alle Hände voll zu tun. Und so jagt denn in den ers-

ten Folgen der zweiten Staffel ein Termin den anderen und auch die Probleme von Lottes Schäflein in der Gemeinde wollen gelöst werden. Lotte muss sich unter anderem um verschwundene Heiligenbilder, jähzornige Ex-Sträflinge, aufgebrachte Zirkusdirektoren und die drohende Schließung des Klosters kümmern. Irgendwann muss sie sich schließlich eingestehen, dass sie der Doppelbelastung nicht wirklich gewachsen ist. Ihre Überlegung, den Bürgermeistertitel wieder abzugeben, freut Bürgermeister Wöllner natürlich überaus, hat er doch keine Gelegenheit ausgelassen, die unbequeme Nonne aus dem Amt zu jagen. Aber Lotte wäre nicht Lotte, hätte sie nicht doch noch einige Trümpfe in der Hand...

Das Ordenskleid als Dekor

Lottes Hilfsbereitschaft, ihr soziales Engagement zeigt sich in der Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Problemen, die in der Serie vielfach gegenüber kirchlich-religiösen Problemen dominieren. Dabei erstaunt zunächst schon allein die bunte Palette der von Lotte behandelten „Fälle“. Das Themenspektrum umfasst Arbeitslosigkeit, Familienkonflikte, Erziehungsprobleme, Gewalt und Kriminalität. Die Anhäufung von Problemen in jeder Folge, die immer wieder neue Personen, Handlungen und Schicksale zu verschiedenen, jederzeit wiederbelebbareren Konflikten zusammenfügt, verdichtet und stilisiert eine problembesetzte Wirklichkeit. Diese Verdichtung der Konflikte entspricht sicher nicht der Realität, ist aber auch gar nicht darauf angelegt, denn es geht vielmehr darum, die Fernsehheldin zu profilieren. Vielleicht liegt es aber auch im Wesen der Idee und der Zeit, dass die Serie so konstruiert daherkommt. Für die Welt des 21. Jahrhunderts ist die geistliche Absage an weltliches Leben ein befremdliches Phänomen. Der Zugang zum Gedanken, dass man durch Abkehr vom weltlichen Leben in besonderem Maße dem Heiligen dienen kann, ist heute weder bei Fernsehproduzenten noch bei Zuschauern vorauszusetzen. Und so bleibt nur die Variante, eine Fernsehheldin zu präsentieren, deren Ordenskleid lediglich ein Dekor ist.

Entsprechend stellt die Serie das Ordensleben als eine soziale, menschliche Lebensform ohne überweltlichen Gehalt vor. Die TV-Nonne lebt nicht aus übernatürlicher Berufung, sondern aus ihrer Beziehung zu den Menschen. Was Ordensfrauen in ihrer Spiritualität bestimmt, wird dabei umgemünzt in soziale und caritative Dienstleistungen. Die TV-Nonne gilt nicht als eine sich Gott weihende Frau, sondern als Beraterin bei Lebensproblemen, sie handelt nicht aus ihrer uneingeschränkten religiösen Verwirklichung, sondern als welterfahrene Sozialingenieurin, als Seelenmanagerin, die irdische Gerechtigkeit und Ordnung wiederherstellen will. Das Ordensleben wird so zu einer Form des sozialen und gesellschaftlichen Engagements.

Dona Camilla

Dass die Serienheldin Lotte nicht ganz als ein Instantprodukt herkömmlicher Se-

rien daher kommt, liegt nicht zuletzt daran, dass die Serie die Gottesbeziehung ihrer geistlichen Hauptfigur berücksichtigt. Trotz allem Aktionismus wird deutlich, was Schwester Lotte von innen her treibt und wo ihr Verankerung im Glauben ist. Die Serie knüpft dabei an ein klassisches Fernseh Vorbild an. Der unvergessliche Don Camillo lebte einst in ständiger Zwiesprache mit seinem Herrn, der ihn mahnte, „endlich zu begreifen, dass man als Priester keine Politik treiben soll“. Wie Don Camillo spricht auch Schwester Lotte mit dem Heiland am Kreuz. Sie setzt auf seine Hilfe und sein aktives Eingreifen, wenn sie selbst nicht mehr weiter weiß. In dieser Zwiesprache mit dem Heiland am Kreuz wird ein wenig von dem deutlich, was das Evangelium über den Gott Jesu Christi erzählt. Die Serie bildet so durchaus etwas von dem Eigentlichen des Ordensberufes ab. Glaubensfragen, Gotteserfahrung, Schuld und Erlösung, Lebens- und Todessinn - all das geht nicht einfach in der unterhaltsamen Verpackung verloren.

In einer Zeit, in der das Alltagsgespräch über den Glauben fast ein Tabu geworden ist und die Gesellschaft durch eine „religionsförmige Gottlosigkeit“ (J.B. Metz) bestimmt ist, präsentiert die Serie mit ihrer Heldin eine Frau, die die Erfüllung ihrer Sehnsüchte und Hoffnungen von einem persönlichen Gott erwartet. Der persönliche Gott, der uns in Jesus Christus sein menschliches Antlitz gezeigt hat, schwimmt hier nicht zu einer Art numinosen höheren Macht. Lotte versucht Alltagserfahrung und Glaubenserfahrung zu verknüpfen und liest den Alltag als voll der Verheißungen und Gegenwart Gottes. Ihr Einsatz für andere schöpft dabei nicht aus weltferner Geistlichkeit, sondern aus der Mitte der Menschen. Dieses spirituelle Programm setzt auf das Menschliche und zeigt, wie man über die menschliche Brücke zur Religion und zu Gott kommen kann.

Doch das religiöse Potential, das in der Serie liegt, wird zu rasch per Klischee abgehandelt. Die übliche Klischee-Heldenausstattung der Hauptfigur lässt letztlich keine schmerzhaft Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit zu. Lotte verzagt vor keinem Problem, lässt sich auch durch Schicksalsschläge nicht aus der Bahn werfen und ist immer obenauf. Dies ist nun mal das Gesetz der Serie, betont Drehbuchautor Michael Baier. Anders „als im wirklichen Leben“, so Baier, „wo die Probleme meist unlösbar bleiben und die Schicksale oft unausweichlich ablaufen, gehen im Fernsehen die Geschichten am Ende doch immer gut aus.“ Mit solchen TV-Happy Ends kommt die Serie den Erwartungen all jener Zuschauer entgegen, die via Bildschirm positive menschliche Auflösungen von Problemen vorgeführt sehen wollen. Die Serie wird so zum Spiegelbild der Hoffnung, dass das Gute am Ende den Sieg davonträgt.

Sich für das Gute einsetzen, heißt in der Serie für Wahrheit und Recht eintreten, Ordnung schaffen und zurückkehren in einen idealisierten Zustand, in dem die göttliche Gerechtigkeit sieghaft bleibt. Die TV-Nonne wird so zu einer charismatischen Gestalt, die etwas Heiles oder Heilendes repräsentiert. Sie steht ein für verbindliche moralische Werte und erfüllt Aufgaben, die heute viele in einer gottlosen Welt nicht mehr gelöst sehen: die Bestrafung des Bösen und die Durchsetzung des Guten. Die große Zustimmung, die die Serie vom TV-Publikum erfahren hat, erklärt sich ganz

entscheidend damit, dass diese „Moral“ dem Harmoniebedürfnis breiter Publi-
kumsschichten genau entspricht. Es zeigt sich aber auch, dass ungeachtet aller
einschlägigen Lamentationen über eine entchristlichte Welt im TV-Publikum die
Sehnsucht nach religiösen und ethischen Normen noch immer vorhanden ist.

Das Ordensleben, so suggeriert die ARD-Serie, steht und fällt mit seinen Sym-
pathieträgern, die das Kloster glaubhaft personalisieren. Eine menschlich überlege-
ne Persönlichkeit, wie sie TV-Serie mit Schwester Lotte vorstellt, mag dem Ordens-
leben Sympathiepunkte einbringen, aber dieser Werbeeffect bindet den Zuschauer
nur an die persönlichen Qualitäten einer Ordensfrau und macht vergessen, dass
diese zu einer Begegnung mit Gott selbst hinführen soll. Die Ordensfrau ist Zeichen
für das, was der Herr selbst ausführt. In der TV-Wirklichkeit dagegen wird dieser
zeichenhafte Charakter des Ordenslebens ganz durch eine Person mit Starqualitä-
ten ersetzt. Schwester Lotte überzeugt und lädt zur Identifikation ein, weil sie als
Persönlichkeit ankommt. Diese Identifikation geschieht in erster Linie mit dem Image
der TV-Nonne. Dabei bleibt jedoch außer acht, dass das, wofür eine Ordensfrau
einsteht, nicht an Beliebtheit und Image gebunden ist.

Das Ordensleben im Gewand der Unterhaltung

In der Serie zeigt sich zudem: Es sind nicht existentielle Fragen, die an den Or-
den und seine Mitglieder herangetragen werden, sondern Alltagsprobleme, konkrete
Lebensfragen. Das Kloster ist nur da gefragt, wo es, vermittelt durch Identifikations-
figuren, die eigene Lebenspraxis anspricht. Kirchliche Strukturen, theologische
Probleme sind hierfür nicht relevant. Das Kloster wird im Serienalltag nur dort wahr-
genommen, wo es individuelle Hilfe leistet - Happy-End garantiert. Theologisches
gehört ebensowenig zu diesem Bild vom Ordensleben wie ein durch Regeln, Litur-
gie und Gebetszeiten strukturierter Tagesablauf. Dagegen setzt die Serie die Funk-
tion des Klosters als Sozialorganisation und Forum einer mitmenschlichen Gesell-
schaft. Im Serienmilieu realisiert sich dieses Kloster „zum Anfassen“ oft nur in einem
unverbindlichen Aktionismus. Die TV-Nonne tritt als Multitalent auf, als Eheberate-
rin, Sozialarbeiterin und allzeit solidarischer Menschenfreund. Das Ordensleben
wird dabei zu einem austauschbaren Vehikel für eine sozialetische Botschaft, bei
der nicht mehr deutlich wird, was sie im letzten trägt. Das religiöse Fundament des
sozialetischen Engagements verliert sich in die Betriebsamkeit einer Sozialaposte-
lin, die auch in anderen Berufen arbeiten könnte. Entsprechend kommt das Kloster
in der Serie eher als eine Art Öko-Frauenkommune daher, deren Aktivitäten auch
von der Besetzung eines Krankenhauses oder Kindergartens geleistet werden
könnten.

Die Zuschauer möchten in erster Linie die Frage beantwortet haben, warum sich
eine selbstständige Frau im Kloster Regeln, Gelübden und Autoritäten unterwirft in
einer Zeit, in der Frauen in vielen Bereichen gleichberechtigt und frei sind. Das
Fernsehen beantwortet diese Frage nur indirekt und stellt - primär zu Unterhal-
tungszwecken - das Bild der Dienerinnen Gottes auf den Kopf. Für TV-Ordensleute

gilt, dass sie mitten im Leben stehen und wie Menschen von nebenan wirken. „Gehorsam ist nicht gerade meine größte Tugend“, sagt Lotte, die ihr Leben eben nicht mit Beten und Büßen verbringt, sondern weltoffen, ohne Berührungängste und engagiert für die Probleme anderer auftritt. Aber genau diese massive Betonung des sozialen Engagements, der Einsatzbereitschaft und Zivilcourage lässt Ordensleute im TV unglaublich und zu alleskönnerisch erscheinen.

„Mit religiösen Themen lassen sich erfolgreich Talkshows, Fernsehberichte und Illustriertenberichte bestreiten“, verkündet die katholische Fernseharbeit beim ZDF auf ihrer Homepage. Vor allem die Serien funktionieren so gut, weil das Publikum nach positiven Autoritäten und Vorbildern verlangt. Die Serien liefern solche Autoritäten wie Schwester Lotte und zeigen zugleich, dass die Ordenswelt auch Unterhaltungspotential hat. In der unterhaltenden Präsentation des Ordenslebens im Fernsehen das alleinige Heil zu sehen, ist jedoch der falsche Weg. Die hohe Effektivität unterhaltender Sendeformen ist sicher nicht zu bestreiten. Für unterhaltsam verpackte religiöse Themen sei an dieser Stelle die Maxime des Fernsehautors Felix Huby genannt. „Mit der Unterhaltung“, so Huby, „überhaupt mit dem Trivialen kann man oft viel leichter ein Früchtchen vom Baum der Erkenntnis pflücken, als wenn man zum Beispiel hohe Literatur macht.“ Fraglich ist an dieser Stelle allerdings, ob das, was den Ordensgemeinschaften heute zunehmend an Glaubenskultur und Glaubenssubstanz verloren geht, durch das Unterhaltungsfernsehen und speziell die Nonnenserien ersetzt werden kann. Eine wichtige Aufgabe von Ordensgemeinschaften liegt vielmehr darin, deutlich zu machen, dass der christliche Glaube mehr anzubieten hat als unterhaltsam verpackte TV-Botschaften und Sinnmassagen.

Manfred Gerwing

VOM FRIEDEN ZWISCHEN DEN RELIGIONEN

ZUR NEUÜBERSETZUNG VON „DE PACE FIDEI“ DES NIKOLAUS VON KUES



Der Autor: Manfred Gerwing, geb. 1954, Dr. phil., theol. habil., apl. Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Ruhr-Universität Bochum, Dozent für Katholische Theologie und Religionspädagogik am Institut für Lehrerfortbildung in Mülheim a. R., verheiratet, drei Kinder.

Der Dialog der Weltreligionen. Kein Zweifel: Er ist heute notwendiger denn je. Doch dürfen wir nicht vergessen: Er hat seine Geschichte, eine Geschichte zumal, die weit zurückreicht. Ihre Spuren lassen sich bereits in der Bibel erkennen, in der berühmten Areopag-Rede des Paulus etwa (Apg 17,22-31). Sie finden bei den „Vätern“ in der christlichen Antike ebenso ihre Fortsetzung wie bei den mittelalterlichen Theologen. Im 15. Jahrhundert konnte das Gespräch zwischen den Religionen bereits auf einem Niveau geführt werden, das noch heute, knapp 550 Jahre später, wegweisend ist und uns allesamt herausfordert. Allerdings: Hier fand der Dialog nicht unter real existierenden Vertreterinnen und Vertreter der Weltreligionen, sondern lediglich im Kopf eines Theologen statt, genauer: eines Kardinals der katholischen Kirche. Sein Name: Nikolaus von Kues (1401 - 1464). Der allerdings gehörte zu den größten Denkern seiner Epoche. Er schrieb das, was ihm vorschwebte, auf und präsentierte es der Welt in Form einer Dialogschrift: „De pace fidei“, so der Titel dieses lateinischen Werkes.

Klaus Berger und Christiane Nord legen eine Neuübersetzung dieses Dialogs¹ vor und erstaunlich: Obwohl auch der lateinische Ausgangstext abgedruckt ist, kann die Leserin / der Leser ihn - im wahrsten Sinne des Wortes - getrost links liegen lassen. Denn der Zieltext, also die deutsche Übersetzung, weist direkte Plausibilität auf, d. h. eine Plausibilität, die in ihrer Unmittelbarkeit dem Verständnis der heutigen Adressaten so sehr entgegenkommt, dass sie sich allein auf den Inhalt konzentrieren können. Bereits die Übersetzung des Titels dieser Dialogschrift belegt es. Hier wird nicht auf die bekannte Verdeutschung von Dietlind und Wilhelm Dupré zurückgegriffen (Wien 1967) und vom „Frieden im Glauben“ gesprochen. Vielmehr kommt bei Berger/Nord sogleich das zur Sprache, was die lateinische Titulatur durchaus zulässt, der Inhalt des Textes aber geradezu erzwingt: „Vom Frieden zwischen den Religionen“, so wird übersetzt; denn: „Gott der Herr, der König des Himmels und der Erde, hat das Stöhnen all derer gehört, die aufgrund von Konflikten zwischen den verschiedenen Religionen ermordet werden oder Gefangenschaft und

¹ Nikolaus von Kues: Vom Frieden zwischen den Religionen. Lateinisch-deutsch. Hrsg. und übers. von Klaus Berger und Christiane Nord. Frankfurt a. M. / Leipzig 2002.

verschiedenen Religionen ermordet werden oder Gefangenschaft und Unterdrückung erleiden“ (43). Und genau mit diesem Morden und dieser Feindschaft muss Schluss sein. Es geht darum, einen Weg aufzuzeigen, „auf dem man leicht zu einer Versöhnung und zu einem haltbaren Frieden zwischen den Religionen gelangen“ kann (29).

Der Dialog selbst ist Gedankenexperiment, Realutopie oder genauer, weil mit dem zeitgenössischen Terminus gesagt: eine Vision („visio“). Eine Vision aber kann man nicht herstellen. Sie wird einem geschenkt; und zwar von Gott, geschenkt nach langer, „ununterbrochener Meditation“. Doch das, was in der Vision geschaut wird, muss formuliert und aufgeschrieben werden: „aus dem Gedächtnis klar und übersichtlich“. Warum? „Damit es zu gegebener Zeit den dafür zuständigen Entscheidungsträgern zur Kenntnis gelangen“ kann (29). War die Zeit damals für solch einen Dialog noch nicht reif?

Das 15. Jahrhundert, erinnern wir uns, war die Zeit der Reformkonzilien und des Konziliarismus, der beginnenden Renaissance und nicht zuletzt auch der konzentrierten, aber schließlich doch gescheiterten Unionsbemühungen der ost- und westeuropäischen Christenheit. Erst 440 Jahre später wurde in Chicago versucht, ein Forum für die weltweite Begegnung aller Religionen zu schaffen: das Weltparlament der Religionen von 1893, das - hundert Jahre später - schließlich Wirklichkeit werden sollte.

Doch zurück zu Nikolaus von Kues. Seine Schrift kann nicht, wie mitunter behauptet, als Auftakt zu einer liberalen Religionstheorie oder einer pluralistischen Religionstheologie verstanden werden, die womöglich trinitätstheologisch und christologisch „abrüsten“ möchte. Es geht um eine Theorie des friedlichen Umgangs der Religionen miteinander, ja; aber niemals um die Konstruktion eines faulen Friedens, eines „Friedens“ auf Kosten der Wahrheit. Vielmehr ist es dem Cusaner um einen Frieden zu tun, der auf Wahrhaftigkeit beruht und Wahrheit anzielt. Mit einem Wort: Nikolaus von Kues legt in „De pace fidei“ ein Konzept vor, das nicht die Religionen um ihre Kraft bringen und also relativieren möchte. Vielmehr untersucht er die verschiedenen Religionen so, dass er das Wahre und Wahrhaftige in ihnen herauschält: sie in ihrer Verschiedenartigkeit respektierend und in ihrer Andersartigkeit auf das Gemeinsame hin auslegend.

Nikolaus von Kues will auf die Voraussetzungen (präsomptiones) von jeglicher Religion aufmerksam machen: auf das Licht in allem Licht, auf die Wahrheit in allen Wahrheiten. Wie bereits in seinen anderen Schriften sucht Nikolaus auch hier, im Dialog mit den Religionen, beständig Gottes Angesicht (vgl. Ps 105, 104, 4). Dabei findet er das „Verbum“, das inkarnierte Wort Gottes, den Logos im Anfang². Wer aber auf die Wahrheit in allen Wahrheiten aufmerksam macht, kann von der Trinität und der Inkarnation nicht schweigen.

Von Cusanus ist zu lernen, dass und warum es ein - heute leider allzu gern be-

² Vgl. dazu Gerwing, Manfred, Der Dialog der Religionen nach New York und Assisi oder: Zum christlichen Glauben angesichts pluralistischer Religionstheologien, in: Wissenschaft und Weisheit 65 (2002) 198–229.

schrittener - Holzweg ist, im Dialog mit den Vertretern der anderer Religionen, vor allem der großen monotheistischen Religionen, vom dreifaltigen Gott abzusehen und womöglich die Inkarnation als Mythos zu entlarven. Bei Cusanus kehrt sich die Argumentation geradezu um; denn er macht deutlich: Nur trinitätstheologisch lässt sich sinnvoll von einem Gott sprechen, der, größer als all unser Denken und jenseits all unseres Begreifens sowie all unserer Begriffe (Anselm von Canterbury), nicht etwas von sich Verschiedenes, sondern sich selbst in seinem Mensch gewordenen Sohn (Inkarnation) offenbart. Die Selbstoffenbarung Gottes aber geschieht so, dass Gott keineswegs den Charakter des Geheimnisses einbüßt, sondern diesen allererst kundmacht und manifestiert.

Wie aktuell diese Überlegungen sind, belegen gegenwärtige Religionsgespräche z. B. mit dem Islam, sofern dieser sich als Offenbarungsreligion versteht (R. Leuze, Christentum und Islam, 1994). Die Herausgeber und Übersetzer haben jedenfalls Recht, wenn sie einleitend gegen die Interpretation von Kurt Flasch (Nikolaus von Kues, 1998, 356) feststellen, dass der Cusaner keineswegs eine „subtile Distanzierung“ von der christlichen Trinitätslehre vornehme, nur weil er in dieser Schrift den Ausdruck „Person“ für Vater, Sohn und Heiligen Geist vermeidet. Vielmehr komme es, so die Übersetzer, dem Cusaner darauf an, im Gespräch mit dem Islam „einen vermittelnden Sprachgebrauch“ zu finden und dabei doch die Trinitätstheologie geltend zu machen. Binnenchristlich spricht Cusanus vor wie nach „De pace fidei“ im Blick auf die Trinität von einem Gott in drei Personen (M. Thurner, Gott als das offene Geheimnis nach N. v. K., Berlin 2001).

Überhaupt nimmt in „De pace fidei“ die Auseinandersetzung mit dem Islam einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Andere Religionen kommen nicht so ausführlich zu Wort. Woran liegt das? Nikolaus beantwortet diese Frage gleich im ersten Satz seiner Schrift: Es liegt daran, dass „vor kurzem der türkische Sultan bei Konstantinopel grausam gewütet“ habe. Gemeint ist hier Mohammed II. (1432-1481), der auch „Eroberer“ genannt wird. „Vor kurzem“, das war der 29. Mai 1453. An diesem Tag ließ der Sultan die Fahne des Propheten auf der Hagia Sophia aufpflanzen. Gleichzeitig beendete er das, was für den Westen über eintausend Jahre lang als der Inbegriff der Kaiserherrlichkeit, der Kultur und nicht zuletzt des Schutzwalls gegenüber Persern und Arabern gegolten und fungiert hatte. Tatsächlich unterwarf Mohammed II. später noch große Teile Serbiens, überrannte Bosnien, das er dauerhaft islamisieren konnte, eroberte auch Athen, beschnitt das venezianische Herrschaftsgebiet an der Adria und zerstörte die Handelsniederlassungen der Genuesen im Osten. Das christliche Abendland sah sich in einem apokalyptischen Ausmaß bedroht. Im Westen brach gerade unter den führenden Persönlichkeiten allgemeine Panik aus. So schrieb Enea Silvio Piccolomini am 12. Juni 1453 an Papst Nikolaus V.: „Mir zittert die Hand, während ich dies schreibe“. Vor Schmerzen könne er nicht reden. „Welch ein Unglück für die Christenheit!“

Und Nikolaus von Kues, wie reagierte er? Als er am 28. Juni 1453 (S. 29, Anm. 1 heißt es irrtümlich 1543) in seiner Bischofsstadt Brixen vom Fall Konstantinopels erfuhr, predigte er bereits einen Tag später, am Festtag Peter und Paul, über das

Verhältnis der Religionen zueinander und fing an, die vorliegende Schrift zu verfassen. Bereits im September 1453 lag sie komplett vor, so dass Nikolaus noch im Herbst desselben Jahres die mathematischen und theologischen „Ergänzungen“ schrieb und sein Werk „Vom Sehen Gottes“ (De visione dei), bis heute eines der bedeutendsten Einführungen in die christliche Mystik, vollenden konnte. Mit anderen Worten: Nikolaus von Kues sah sich durch den weltweit operierenden Islam geistig-geistlich herausgefordert. Noch 1454, als er vom Papst mit der diplomatischen Vorbereitung des Türkenkreuzzuges beauftragt wurde, klagte er gegenüber einem Freund, dass er dem Krieg mit den Türken lieber eine intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Islam vorgezogen hätte.

Doch zurück zu den Übersetzern und der Übersetzung. Wieder zeigt es sich: Es ist ein Glücksfall, dass Klaus Berger und Christiane Nord sich zusammengetan haben. Sie bilden schon seit längerem ein sich hervorragend ergänzendes Team. Er, Professor für Neues Testament an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg, und sie, Professorin für Übersetzungswissenschaft an der Fachhochschule Magdeburg, haben bereits 1999 das „Neues Testament und frühchristliche Schriften“ übersetzt; und zwar in einer Weise, die vielen den Atem verschlug: Längst bekannte Texte wurden plötzlich wieder lebendig, regten an und regten auf. Anfangs wie ein Geheimtipp vor allem unter Theologiestudenten gehandelt und in der Mensa von Mund zu Mund weiterempfohlen, ist das Neue Testament in der Übersetzung von Berger/Nord nach kaum drei Jahren inzwischen in fünfter Auflage erschienen.

Vor gerade einem Jahr legten beide eine weitere Übersetzung vor: Keine bekannten Bibeltex-te, sondern Meditationen und Gebete eines weithin Unbekannten. Sein Name: Wilhelm von Saint-Thierry. Durch eine glänzende Übersetzung gelang das, was zuvor kaum gelingen wollte: Wilhelm von Saint-Thierry, der um 1080 bis 1148 lebte, davon zuletzt 13 Jahre in einem Zisterzienserkloster in den Ardennen, weit über den kleinen Kreis wissenschaftlicher Experten hinaus bekannt zu machen und eine Ahnung davon zu vermitteln, warum dieser Wilhelm zweifellos zu den bedeutendsten Theologen des 12. Jahrhunderts gehörte: weil Wilhelm etwas zu sagen hat über Gott, über den Zustand der Welt und über den Menschen; „etwas“, das nicht Vergangenheit, nicht bloß von historischem Belang, sondern uns betreffende, uns angehende Gegenwart ist. Überhaupt gelingt es dem Gespann Berger/Nord immer wieder, Menschen, die etwas Gütiges zu sagen haben, Gehör zu verschaffen, auch wenn zwischen dem Sprechenden und dem Adressaten Jahrhunderte oder gar Jahrtausende liegen.

Genau davon ist auch die vorliegende Übersetzung von „De pace fidei“ signiert: Klaus Berger und Christiane Nord vermögen die Informationen des lateinischen Ausgangstextes so zu transferieren, dass sich für den zeitgenössischen Leser so gut wie keinerlei sprachliche Schwierigkeiten mehr ergeben. Das Wie der Übersetzung lässt das Was des Übersetzten zur Dominanz kommen. Die Komplexität des hoch aktuellen Inhalts von „De pace fidei“ kommt ungebrochen zu Gesicht und fordert uns intellektuell wie spirituell heraus. Und wir merken: Die Lektüre macht Freude.

BUCHBESPRECHUNGEN

Samerski, Stefan: „Wie im Himmel, so auf Erden“? Selig- und Heiligsprechung in der Katholischen Kirche 1740 bis 1870 (Münchener Kirchenhistorische Studien, Band 10), Stuttgart: W. Kohlhammer 2002, 510 S.

Selig- und Heiligsprechungsprozesse haben in den vergangenen Jahren auch in Deutschland wieder größeres Interesse hervorgerufen. Man braucht nur an die verschiedenen Prozesse zu denken, die für Mitglieder der Schönstatt-Bewegung geführt werden. Wie sich die Durchführung dieser rechtlichen Verfahren entwickelt hat, erhellt jetzt die Münchener Habilitationsschrift von Stefan Samerski. Vor allem an Hand der vatikanischen Akten geht er der Entwicklung der Kanonisationsverfahren zwischen 1740 und 1870 nach. Die Eckpunkte sind gewählt einerseits durch Papst Benedikt XIV., auf dessen monumentales Werk über die Selig- und Heiligsprechungen die noch heute gültigen Kriterien für den heroischen Tugendgrad oder das Martyrium, den Ruf der Heiligkeit und die Wunder zurückgehen. Der Endpunkt der Untersuchung ist durch den Verlust des Kirchenstaates und das Erste Vatikanische Konzil gegeben. In diesen 130 Jahren wurden von den Päpsten 21 selig- und 30 heiliggesprochen.

Samerski arbeitet heraus, dass jeder Papst seine eigenen Präferenzen in den Prozessen setzte. Dabei spielten theologische Vorgaben eine Rolle, wenn etwa Kandidaten der ka-

tholischen Reform oder des caritativen Engagement bevorzugt wurden. Oder es wurden politische Bündnisse gestärkt, etwa durch die Behandlung von Fällen aus der Republik Venedig. Gegen die Französische Revolution und die durch sie symbolisierte Säkularisierung setzte man bewusst Heilige wie Alfons von Liguori, deren Kanonisation feierlich begangen wurde. Dem bedrängten Kirchenstaat des 19. Jahrhunderts entsprach eine Wiederentdeckung des Märtyrergedankens.

Ein zentrales Ergebnis der Arbeit ist die Herausarbeitung der latent oder offen ausgetragenen Konflikte zwischen den Päpsten und der Ritenkongregation. Die lange Dauer vieler Prozesse hing nicht zuletzt von internen Spannungen ab, die ihren Ausdruck in der Ablehnung von Gutachten, in der Zurückweisung von Wundern oder einfach in der demonstrativen Abwesenheit bei entscheidenden Sitzungen fanden.

Eine Instrumentalisierung fanden die Prozesse in mehrfacher Hinsicht: Die Seligsprechung des Juan Grande verhalf beispielsweise den Fatebenefratelli zu neuer Blüte. Auf die Weltkirche machte die Kanonisation von Missionaren aufmerksam. Die Seligsprechung Jan Sarkanders stand zunächst im Zeichen des Antiprotestantismus, endete aber unter dem Signum eines mährischen Landespatrons.

In einer Typologie der Kanonisierten nehmen die Ordensmitglieder eine dominante Position ein. Auch Ad-

lige konnten leichter zur Ehre der Altäre gelangen. Auffallend ist jedoch der hohe Anteil von Südtalienern; im Mezzogiorno wurden die Kandidaten durch die Stimme des Volkes sehr kräftig unterstützt.

Mit einer Untersuchung der für eine Kanonisation notwendigen finanziellen Mittel, deren Umfang im 19. Jahrhundert so groß geworden war, dass nur Großorden wie die Jesuiten zu einem erfolgreichen Abschluss von Prozessen kommen konnten, schließt Samerski seine Arbeit ab. Auch wenn sich die rechtlichen Regelungen inzwischen verändert haben, kann die Lektüre zur Erhellung der Hintergründe von Heiligsprechungsprozessen bestens beitragen. Die Arbeit zeigt, dass unterschiedliche Geschwindigkeiten bei der Kanonisation ihre Ursachen in der Sache selbst, aber auch in einer Vielzahl von teilweise menschlichen Umständen haben.

Joachim Schmiedl

Pirmin Meier: Der Fall Federer – Priester und Schriftsteller in der Stunde der Versuchung. Eine erzählerische Recherche, Zürich: Ammann Verlag 2002, 389 S.

In der Literaturgeschichte der deutschsprachigen Schweiz hat – anders als in Österreich oder gar Frankreich – die katholische Komponente bisher kaum eine Rolle gespielt. Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Jeremias Gotthelf, die Klassiker des 19. Jahrhunderts, hatten genauso wenig biographischen oder thematischen Bezug zum

schweizerischen Katholizismus (vgl. dazu Urs Altermatts bekannte Studie „Katholizismus und Moderne“ aus dem Jahr 1989) wie Carl Spitteler, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt oder Adolf Muschg (alle mehr oder weniger mit der Stadt Zürich verbunden) in der jüngeren Vergangenheit. Erst mit dem Zuger Dramatiker und Autor Thomas Hürlimann, bekannt geworden durch die Novellensammlung „Die Tessinerin“ (1981), nun mit „Fräulein Stark“ (2001) eigene katholische Wurzeln eruiierend, und der publizistischen Wirksamkeit des disidenten Katholiken Niklaus Meienberg (vgl. die umfassende Biographie von Marianne Fehr aus dem Jahr 1999) kam es hier zu einer Neugewichtung und – wenn auch im Fall Meienberg missglückten – Neubegegnung, die sich nun in den Werken des aus dem Kanton Aargau stammenden Pirmin Meier erstaunlich und faszinierend fortsetzte.

Der Schüler des Benediktinerkollegiums Sarnen (und des Zürcher Germanisten Alois M. Haas) befasste sich zunächst intensiv mit Reinhold Schneider und erhielt 1994 für seine große Paracelsus-Biographie den Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen. Zum Jubiläum der Heiligsprechung veröffentlichte Meier 1997 die umfassende Biographie „Ich Bruder Klaus von Flüe“, die von kirchlichen Kreisen wegen angeblicher Unterstellung „krankhafter Neigungen“ eher gemischt aufgenommen, von der Kritik aber allgemein als „ein Ereignis“ und „Kunstwerk der literarischen Biographie“ gerühmt wurde. Meier blieb jetzt in der Innerschweiz

und widmete sich dem ebenfalls dort, auch als Schüler des Sarner Kollegiums, seine Jugendjahre verbracht habenden Priesterschriftsteller Heinrich Federer (1866 – 1928), dessen erfolgreiche volkstümliche Romane (z.B. „Vater und Sohn im Examen“, „Pilatus“ oder „Papst und Kaiser im Dorf“) hohes Lob etwa durch Hermann Hesse erhielten und der vom Feuilletonchef der „Neuen Zürcher Zeitung“ einmal der „katholische Kontrapunkt zu Gottfried Keller“ genannt wurde. Diesmal entstand jedoch keine Lebensgeschichte, sondern es wird ein früher Vorfall gleichsam als Achillesverse schweizerischen Katholizismus herausgenommen und dramatisch wie ein Kriminalroman entfaltet: die vor hundert Jahren, am 2. August 1902, erfolgte Verhaftung des jungen und noch wenig bekannten, aber schon publizistisch rührigen Priesters Federer aufgrund einer Anzeige wegen Verdachts auf Päderastie, angeblich an einem zwölfjährigem Zürcher Fabrikantensohn während eines Aufenthalts auf dem Stanserhorn begangen. Meier schildert anhand der Gerichtsakten den heiklen Fall in einer Feinfühligkeit und Vornehmheit, die heute ihrerseits sucht. Sie bleibt aktuell in einer Zeit, die sämtliche diesbezüglichen Tabus hinter sich gelassen hat und die trotzdem noch eine Sehnsucht nach der Reinheit des Vergangenen bewahrt. Man wird Federer fortan kaum noch unbefangen lesen können, aber vielleicht wird das neue und auffallende schweizerische Interesse am Katholischen und seinen möglichen Abwegen auch einmal zur

Wiederentdeckung der wirklichen Substanz führen können. Sachsels und Bruder Klaus, aber auch Theologen wie Charles Journet und Hans Urs von Balthasar, sowie die erstaunliche Inkulturation Schönstatts im schweizerischem Umfeld könnten ein Anknüpfungspunkt dafür sein.

Stefan Hartmann

Schönfeld, Andreas SJ: Spiritualität im Wandel. Leben aus Gottes Geist. Festschrift zum 75. Jahrgang von „Geist und Leben“ – Zeitschrift für christliche Spiritualität begründet als Zeitschrift für „Aszese und Mystik“ 1925-2002. Mit einem Geleitwort von Karl Kardinal Lehmann, Würzburg: Echter 2002, 445 S.

„Geist und Leben“ ist die führende spirituelle Zeitschrift im deutschen Sprachraum. Das 75jährige Jubiläum war Anlass für die Redaktion, in ausgewählten Artikeln diese Zeit Revue passieren zu lassen. Herausgekommen ist ein Kompendium der Spiritualitätsgeschichte. Man trifft Autoren wie Josef A. Jungmann und Erich Przywara, Friedrich Wulf und Josef Sudbrack, Hans Waldenfels und Joachim Wanke und andere. Der berühmte Artikel Karl Rahners mit dem Satz über den Christen von morgen als Mystiker findet sich ebenso wie die ersten Ansätze eines interreligiösen Dialogs mit dem Buddhismus an Hand der Zen-Meditation. Mystiker werden neu entdeckt, wie Dag Hammarskjöld und Meister Eckhart. Die Charismen von Frauen in der Kirche sind mit Mary Ward und Mutter Teresa bestens repräsentiert.

Eingerahmt sind die historischen Beiträge durch mehrere Berichte aus der Geschichte der Zeitschrift und aktuelle Reflexionen zum ignatianischen Charisma. Einen Höhepunkt bildet dabei der prägnante Artikel von Willi Lambert über die „Unterschei-

dung der Geister“ (S. 47-64). Auch von der REGNUM-Redaktion gehen die Wünsche an die Nachbarredaktion: Ad multos annos!
Joachim Schmiedl

IN EIGENER SACHE

Durch ein Versehen haben sich im letzten Heft sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen. Der letzte Satz auf S. 178 und der erste Satz auf S. 179 aus dem Vortrag von Wilhelm Waldbröl vom 16. Mai 1915 lautet richtig:

„...Aber fast der größte Schaden, den der Krieg bringt, ist das Ärgernis, das die kämpfenden Nationen den Eingeborenen geben. Das furchtbare Ringen gerade der Mächte, die den anderen zum Vorbild sein sollten, wird sehr leicht eine Reihe wunder Fragen aufrollen, deren Lösungsweise für die christliche Weltmission durchaus nicht gleichgültig sein kann. Denken wir nur an Ägypten, Indien, China und an die ganze mohammedanische Welt, so wird uns das klar. Lauter wie bisher wird sicherlich die Parole schallen: 'China den Chinesen, Indien den Indern.'“